

Heimatwelt



Mit Beiträgen von
Gemeinde Weimar
Gemeinearchiv
Geschichtsverein Weimar

Heft Nr. 49/2014

Herausgeber
Gemeindevorstand der
Gemeinde Weimar (Lahn)

Inhalt

900 Jahre Baugeschichte der Kirche in Wolfshausen – letzte Rätsel bleiben von Susanne Gerschauer	3
Glocken in Roth von Otto Weimar	12
Weimar 1138/39 – 2013. Rückblick und Ausblick. Festvortrag zur 875-Jahrfeier von Siegfried Becker	14
Niederweimar 875 Jahre. Dorfspaziergang, Dorfführung, Geschichte und Geschichten von Hans Schneider	20
Margarete Etzelmüller erzählt von Hans Schneider	30
Liebesbräuche auf dem Land von Michael Endter	33
Stolpersteine für die ermordeten und vertriebenen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger von Roth am 24. und 25. August 2013 – Eine Dokumentation von Annegret Wenz-Haubfleisch	37
Kleine Mitteilungen	
Der Kastenmeister (O. Weimar)	36
Der Brothas, ein Bettler (H. Schneider)	36
Bücherschau	
Scherb, Rainer: Rillen und Näpfcchen an historischen Gebäuden	11
Andreas Hedwig (Hrsg.): Die Brüder Grimm in Marburg	13
Ulrich Hussong und Karl Murk (Hrsg.): Eine Stadt und ihr Fluss. Marburg an der Lahn	19

900 Jahre Baugeschichte der Kirche in Wolfshausen – letzte Rätsel bleiben

von Susanne Gerschlauer

Viele der heute noch erhaltenen alten Dorfkirchen stammen aus dem 12. bis 14. Jahrhundert. Sie gehören zu den ältesten baulichen Zeugnissen christlichen Glaubens in mittelhessischen Dörfern. Der Kirchentypus aus Gemeindesaal mit Satteldach und einem eingezogenen Rechteckchor ist in manchen Orten noch heute erhalten. Archäologisch belegbare Kirchengrundrisse dieses alten Kirchentyps sind z.B. Hausen und Nieder-Albach der gleichnamigen Wüstungen bei Lich.

Die Wolfshäuser Kirche zählt zu den ältesten Vertreterinnen dieses Typus. Möglicherweise wurde sie bereits im ausgehenden 11. Jahrhundert als Eigenkirche errichtet. Im Laufe

der folgenden Jahrhunderte bis heute erfuhr sie – wenig überraschend – immer wieder Umbauten und Sanierungen. Einerseits waren erhaltende Maßnahmen die Ursache hierfür. Andererseits war ein sich änderndes Verständnis von Raumnutzung und Raumwirkung als Reflex auf das sich wandelnde religiöse Leben Motiv verschiedener Baumaßnahmen. Gleichzeitig blieb der Bau von seinem äußeren Erscheinungsbild her so ursprünglich wie nur wenige vergleichbare seines Alters. Daher stellt die Kirche ein auch aus denkmalpflegerischer Sicht erhaltenswertes Zeugnis christlichen Glaubens dar.



Evangelische Kirche (ehem. St. Alban) Wolfshausen, 03.2014

Die älteste Erwähnung eines Geistlichen für die kleine Wolfshäuser Kirche stammt aus dem Jahr 1293, eine jüngere von 1334. Sie zählte im 15. Jahrhundert zum Sendbezirk Oberweimar.

Das zuständige Dekanat war Amöneburg für das Erzbistum Mainz. 1630 war sie Filialkirche von Niederwalgern, 1691 gehörte sie zur Pfarrei Cappel. Seit 1957 gehört sie zum

Kirchspiel Roth (<http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/ol/id/9408>, 17.2.2014).

Seit dem Spätmittelalter diente die Kirche als Wallfahrtsziel mit dem Heiligen Alban von Mainz als Patrozinium (vgl. Becker, Siegfried, Zur Frage des Albans-Patroziniums in Wolfshausen, in: Heimatwelt 47, 2011, S. 19f). Im 14. Jahrhundert besaßen der Deutsche Orden und der lokale Ortsadel der von Weitershausen

das Patronatsrecht. Dies änderte sich im 15. Jahrhundert. Zu dieser Zeit präsentierten zunächst die von Weitershausen, danach die Schenken zu Schweinsberg und die Vögte zu Fronhausen.

Die Wolfshäuser Kirche liegt idyllisch auf einem Geländesporn, am äußeren Rand oberhalb des alten Dorfes. Sie wurde aus dem regional anstehenden rötlichen und hellgelblich bis grauen Marburger Sandstein errichtet. Im Norden, Westen und Süden begrenzt eine Kirchhofsmauer aus dem Spätmittelalter das Kirchengelände. Teilweise ist diese bereits eingefallen, im Osten durch die Friedhofserweiterung vollständig abgetragen. Die Kirche

steht im Nordwesten des Friedhofareals. Hinter der Mauer im Norden verläuft ein Entwässerungsgraben.

Auf der Seite des Haupteingangs, im Südwesten, bestimmen einige z.T. noch gut erhaltene Gräber der Barockzeit das Erscheinungsbild. Zu diesem Teil des Kirchhofgeländes gelangen Besucher und Besucherinnen durch zwei Eingänge in der Mauer, von Westen vom Dorf her und von Süden aus, einem später angelegten Durchgang. Beide treffen auf denselben Weg und führen zum einzigen Eingang in die Kirche, der im östlichen Drittel der Südwand liegt.

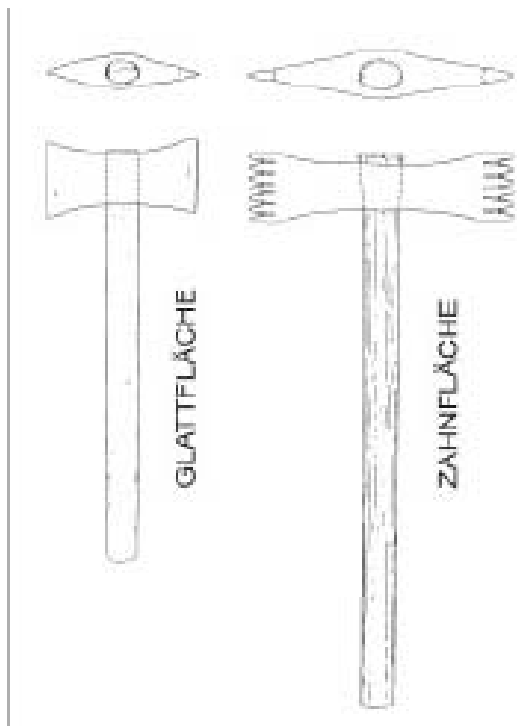


Chor, Ostwand, 05.2013

Die nach Osten ausgerichtete Kirche mit flach gedecktem Saal, eingezogenem und abgeschnürtem Rechteckchor mit Walmdach im Osten und Dachreiter über dem Westgiebel, entspricht – bis auf den Dachreiter der Frühen Neuzeit – dem verbreiteten Typus einer mittelalterlichen Dorfkirche aus Gemeindesaal mit Rechteckchor. Der Gemeindesaal ist etwa 11 m lang und ca. 7 m breit. Der Chor weist eine Länge von etwa 5,50 m bei einer Breite von ca. 6,50 m auf.

Das Dachwerk zeigt über dem Gemeindesaal Bauteile, die vermutlich aus dem mittelalterlichen Dach der Entstehungszeit der Kirche stammen. Einige dieser Balken wurden während verschiedener Sanierungsmaßnahmen wieder so zusammengebaut, dass die für das hohe und späte Mittelalter typischen Holzverbindungen erkennbar sind. Zu den ältesten Zimmermannstechniken gehören angeblattete Kopfstreben. Hierbei werden beide Balken an der Verbindungsstelle im Querschnitt reduziert

und an diesen Stellen, den Blattsassen, übereinandergelegt. Ein Holznagel im zuvor durch beide Balken gebohrten Loch verhindert ein Verschieben. Die ansonsten im Dach vorhandenen überwiegend verzapften Holzverbindungen entsprechen der Technik, die seit dem späten Mittelalter genutzt wurde. Die Verzapfung beruht auf der Holzverbindung, bei der an einem Balkenende ein Zapfen ausgearbeitet wird und der mit ihm zu verbindende Balken eine dieser Größe entsprechende Nut erhält. Der in die Nut, das Zapfenloch, eingeschobene Zapfen wird mit einem Holznagel gesichert. Die letzte umfangreichere Sanierung des Dachs dauerte mit z.T. längeren Unterbrechungen von 2006 bis 2013.



Beispiele für beidhändig geführte Flächeisen

Weil das Erscheinungsbild des Gebäudes noch sehr ursprünglich wirkt, gleichzeitig jedoch durch (fast) alle Jahrhunderte hindurch Umbaumaßnahmen vorgenommen wurden, wird im Folgenden überblickshaft beleuchtet, welche Hauptelemente hiervon erhalten sind und welche Besonderheiten der Bau den Besucherinnen und Besuchern noch heute bietet. Der vorliegende Beitrag stützt sich im Wesentlichen auf die Ergebnisse der bauhistorischen Untersuchung des Freien Instituts für Bauforschung und Dokumentation e.V. (IBD), Marburg (unpubliziert), das diese im Mai 2003 durchführte. Im dem Bericht fehlen jedoch weitgehend Informationen, wie sich die außen

erkannten Bauphasen auf die innere Gestalt der Kirche auswirkten. Stellenweise wird allerdings anhand der Ergebnisse dendrobeprobter Dachbalken auf sinnvoll erscheinende bauliche Zusammenhänge von äußeren und inneren Umgestaltungen geschlossen. Dieser etwas eingeschränkte Blick hängt mit der ausschließlichen Beobachtung und Analyse der Außenmauern zusammen, wie dies vom Pfarramt in Roth als Auftraggeber beauftragt war.

Die im Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Außenstelle Marburg, zur evangelischen Kirche Wolfshausen vorhandenen Akten geben darüber hinaus einen kleinen Einblick in die Renovierungs- und Sanierungsarbeiten über einen Zeitraum der vergangenen rund 70 Jahre. Fünf der bisher erkannten Bauphasen betreffen Maßnahmen, die bis in die Frühe Neuzeit hinein erfolgten und sich somit bis in die Reformationszeit hineinziehen.

Aufgrund der Mauer- und Bearbeitungstechnik sowie der Mörtelzusammensetzung fallen besonders vier Mauerpartien auf, die die Datierung in das späte 11. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts, somit in die Gründungsphase der Kirche zulassen. Dies sind im Wesentlichen die Lagen der Süd- Ost- und Nordwand des Rechteckchors bis etwa 1,0 Meter unterhalb der Traufe. Außerdem gehören wohl große Teile der Südmauer des Gemeindesaals, fast bis zur Westecke westlich neben dem heutigen Eingang dazu.

Im Zeitraum um die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts wurde das Mauerwerk mit besonderer Sorgfalt in einheitlichen – lagerhaften – Steinschichten ausgeführt. Auch die Verwendung von klein-, einige Jahrzehnte später mittelformatigen Hau- und Werksteinen, zählte für höhere Bauaufgaben wie z.B. Kirchenbauten zum gewohnten Erscheinungsbild.

Ein weiteres charakteristisches Merkmal dieser Zeit sind die vier als Orthostaten (große, aufrecht stehende Steine) vermauerten Eckquader an beiden Außenkanten des Chors. Hier in Wolfshausen stehen sie im baulichen Verband mit den ältesten Mauerteilen, was auf einen gleichzeitigen Einbau hinweist.

Hochgestellte Eckquader verweisen auf sehr frühes Mauerwerk des 11. und 12. Jahrhunderts. Auf allen Seiten, auch auf den nicht sichtbaren, sind sie i.d.R. sorgfältig geglättet. Sowohl die Orthostaten als auch die anderen Werksteine des 12. Jahrhunderts weisen charakteristische Spuren des damals dazu üblicherweise benutzten Steinmetzwerkzeugs auf, eines Flächeisens.

Dabei verlaufen die älteren Schlagspuren z.T. rautenförmig, die jüngeren eher geregelt diagonal über die Steinoberkante.

In Wolfshausen wurden die qualitätvollen Mauersteine in oben beschriebener Genauigkeit unter Benutzung eines sehr festen, hellgrauen Kalk-Sandmörtels aufgemauert. Auch daraus kann auf das sehr hohe Alter dieser Mauerwerkspartien geschlossen werden. Die hell-weißlichen Kalk-Sandmörtel sind, wenn sie sehr hart vorgefunden werden, ein Indiz für hochmittelalterliche Bautradition. An der Kirche von Wolfshausen sind zudem ebenfalls die zeittypischen Fugenstriche noch teilweise erhalten. In einigen Bereichen des Chors im Süden, Osten und Norden können sie entdeckt werden. Die Maurer ritzen mit der Kellenkan-

te vertikale und horizontale Fugen in den noch feuchten Mörtel. Diese Fugen trugen zur Gliederung der Gebäudewand und somit zur Außenwirkung des Gebäudes bei. Manche wurden farbig gefasst, z.B. rot oder weiß, um sich von den umgebenden Werksteinen optisch abzusetzen. Auch an Kirchen anderer mittelhessischer Orte blieben Reste davon erkennbar. Zum Beispiel gibt es Ritzfugen auf der Nordseite der Kirche in Staufenberg-Mainzlar oder an den Innenwänden des Westturms der evangelischen Kirche von Großen-Buseck (letztere liegen allerdings nach der Sanierung des Turmuntergeschosses im Mai 2009 unter Verputz), beide im Landkreis Gießen.



Chor, Nordwand. Ritzfugen in den unteren sechs Steinlagen (Pfeile zeigen exemplarische Lagen), 03.2014

Zwei hier ungewöhnliche bauliche Architekturglieder des Hochmittelalters finden sich in der Südmauer. Zum einen kurz unterhalb der Traufe, ein monolithes, vertikal angeordnetes Ovalfenster mit Halbstabprofilierung, zum anderen, unterhalb davon im unteren Wanddrittel, ein horizontal liegender, leicht trapezförmiger Werkstein.

Das bereits stark verwitterte Fensterchen aus hellgrauem Sandstein diente der Belichtung und Belüftung des dahinter liegenden

Raumes. Darüber hinaus erfüllte es aufgrund seiner besonderen Architekturform auch den Zweck eines Repräsentativ- und Statussymbols. Besonders hervorzuheben ist seine Profilierung, die die zeitliche Zuordnung in das späte 11., sehr frühe 12. Jahrhundert unterstreicht. Zur Zeit seines Einbaus in die Kirche war vermutlich kein Verschluss wie beispielsweise eine Glasscheibe oder eine gegerbte, dünne Tierhaut dafür vorgesehen. Das Fensterchen wurde wohl während einer späteren Um-

bauphase zugemauert – vielleicht erst im Zuge des Emporeneinbaus im 16. Jahrhundert an diese Stelle in der Wand versetzt. Fraglich ist, ob es für den Kirchenbau in Wolfshausen angefertigt wurde. Der handwerkliche Aufwand und die qualitätvolle Arbeit im Vergleich zur sonst aus dieser Zeit überlieferten eher schmucklosen, obwohl sehr sorgfältig aufgeführten Kirche, lassen seine spätere Translozierung aus einem anderen baulichen Zusammenhang und seinen nachträglichen Einbau nicht ausschließen. Vielleicht wurde es gespendet.



Gemeindesaal, Südwand. Romanisches Fensterchen (oben), romanische Grabplatte (horizontal darunter), 03.2014

Der horizontal verbaute Werkstein ist ca. 1,90 Meter lang, im Westen ca. 58, im Osten ca. 45 cm hoch und besteht aus rötlichem Buntsandstein. Die Steinqualität unterscheidet sich von der der übrigen am Gebäude verwendeten Sandsteine, da in diesem ein höherer Kieselannteil erkennbar ist. Der weitgehend verwitterte Stein weist an seiner unteren Kante einen Randschlag auf und ist auf der Steinoberfläche grob abgespitzt bearbeitet. Wahrscheinlich stammt er aus einem anderen Verwendungszusammenhang, womöglich einem anderen Ort, und wurde erst im Spätmittelalter in der Wolfshäuser Kirche verbaut. Ehemals diente der Stein wohl als Grabplatte (vgl. dazu: Azzola, Friedrich Karl, Die hochmittelalterliche, trapezoide Grabplatte in der Südseite der Kirche von Wolfshausen bei Marburg, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 101, 1996, S. 181-186).

Die ursprüngliche Schauseite wurde zur Innenseite der Wand gedreht eingebaut. Daher ist es möglich, dass sie noch original erhalten ist – für die Betrachterinnen und Betrachter jedoch nicht sichtbar. Der Stein wurde oberhalb von zwei etwa 1,35 m hohen, hellgrauen vertikal gestellten und bereits stark verwitterten Werksteinen in die Wand eingemauert. Nur der östliche, heute von einem barocken Grabstein verdeckt, steht deutlich unterhalb der horizontalen Platte. Der westliche Stein dagegen wurde direkt an der Schnittkante beider Steine positioniert. Beide vertikalen Steine sind nur etwa 18 cm breit und daher für evtl. Laibungssteine, zu denen der Grabplattenstein als Sturz gedient haben könnte, sehr schmal. Eine in der Literatur gemutmaßte Funktion der Grabplatte als Sturz erscheint daher eher unwahrscheinlich (vgl. Dehio, Hessen I, München, Berlin 2008, S. 985). Ob die Platte im Rahmen der Vermauerung einer möglicherweise im Spätmittelalter ausgeführten Erweiterung des Gemeindesaals nach Süden eingebracht wurde, wie eine Hypothese der bauhistorischen Untersuchung von 2003 lautet, kann weder widerlegt noch belegt werden. Aus heutiger Perspektive fehlen ausreichende bauliche und schriftliche Hinterlassenschaften, um den Sinn dieser Konstruktion befriedigend nachzuvollziehen.

Für wen die Grabplatte gedacht war und wenn sie nicht für Wolfshausen gefertigt wurde, wann und warum sie dorthin kam, ist bis heute nicht zu klären.

Die nächsten beiden Bauphasen sind dem Spätmittelalter zuzuordnen. Sie wurden vermutlich im Zusammenhang mit umfangreichen Umbauten gegen Ende des 13. bzw. im Verlauf des 14. Jahrhunderts durchgeführt. Hierbei sind als umfassendere Maßnahmen die teilweise Erneuerung des Dachwerks sowie die Neuerrichtung des Westgiebels zu nennen. Das Rechteckfenster mit Segmentbogensturz entstammt vermutlich einer jüngeren Bauphase. Im Zuge der Wiederaufmauerung des Westgiebels entstand ein südlicher Anbau an den Gemeindesaal. Möglicherweise stammen Reste eines sehr harten, grobkörnigen, mit vielen Kieseln gemagerten, hellbrau- bis ockerfarbenen Putzes noch aus dieser Bauphase. Das Mauerwerk aus Bruchsteinen unterscheidet sich im Vergleich zu den unteren Wandpartien der älteren, hochmittelalterlichen Bauphase auf der gegenüberliegenden Ostseite deutlich durch seine nicht lagerhafte Struktur. Auch der im Mauerverband mit dem Westgiebel

anschließende und nach Süden verlaufende, etwa 4,50 m lange Mauerzug weist die eher unregelmäßige Struktur auf. Er knickt nach Osten um, zeigt allerdings wenige Zentimeter später eine Abbruchkante. Wozu dieses Bauteil gedacht war, ist bis heute unklar. Über Umbauplanungen der Kirche liegen aus dieser Zeit keine schriftlichen Hinweise vor. Vielleicht wurde sie als Mauer einer südlichen Erweiterung des Kirchensaals errichtet. In diesem Zusammenhang könnte die in der Südwand ablesbare Baunaht zwischen hoch- und spätmittelalterlichem Mauerwerk gesehen werden. Letztere wäre dann das Ergebnis eines nach dem 13. Jahrhundert durchgeführten Rückbaus mit Vermauerung eines Durchbruchs in der Südwand. In dieser Phase könnte laut Hypothese des untersuchenden IBD unter anderem die romanische Grabplatte als Spolie (ein wieder verwendeter älterer Bauteil) eingebaut worden sein. Vielleicht war hier auch ein seitlich stehender Westturm geplant, der zugunsten eines Dachreiters nicht realisiert wurde. Nähere Informationen dazu könnten archäologische Untersuchungen in diesem Bereich erbringen.



Haupteingang von Südosten, 03.2014

Noch in der Frühzeit der Wirren um die Reformation in der Region, genauer: um 1540, wurde der Kirchensaal um drei Steinlagen aufgestockt sowie die Dachneigung verändert.

Das ehemals flachere romanische Dach wurde deutlich steiler. Am westlichen Giebel ist die unterschiedliche Dachneigung noch heute erkennbar. Bei dieser Gelegenheit entstand auch im östlichen Drittel der Südtraufe das noch spätgotisch anmutende Portal mit Fassade und Spitzbogen als heute einzig bekanntem Zugang in die Kirche. In der Mauer östlich des Eingangs sind mittel- und großformatige Quader erkennbar, deren Oberfläche trotz hohen Verwitterungsgrades grob abgespitzt erscheint. Die unregelmäßig verlaufende Mauerwerksstruktur um den Eingangsbereich ist ein Hinweis auf einen nachträglichen Eingriff in die vorhandene Substanz. Möglicherweise stammt das Rechteckfenster westlich oberhalb des Eingangs ebenfalls aus dieser, eventuell aus einer späteren Sanierungsperiode.



Innenraum nach Osten, 03.2014

Im Innern der Kirche wurden zu dieser Zeit wieder Teile des Dachwerks oberhalb des Gemeindesaals erneuert. Das Kehlbalkensparrendach mit einfach stehendem Stuhl erhielt wohl zu dieser Zeit in der Mittelachse der Kirche einen Längsüberzug. Unterhalb der Deckenbalkenlage, vom Gemeindesaal her sichtbar, wurde ein Mittellängsunterzug eingebaut, der bis zum Triumphbogen verläuft. Zwei mächtige hölzerne sechskantige Säulen

mit Sattelholz und zweifach geschweiften Knaggen unterstützen ihn. Wie die gesamte hölzerne Innenausstattung sind auch diese konstruktiven Elemente in einem Grün-Olivton mit oxsenblutfarbenen Blütenmuster farbig gefasst. Dem neuen Blickwinkel der Protestanten auf Predigten mit dem Wort als zentralem Moment der Liturgie sind die zu dieser Zeit eingebauten Emporen für die Gemeinde geschuldet. Sie wurden zumindest entlang der

ANNO DOMINI 1612
LV DW IG HE T [G] E N D [T ?]
H C 2 5 MAY

Südwand eingebaut – im 18. Jahrhundert dem Zeitgeschmack gemäß verändert.

Wie umfangreich eine Sanierungsmaßnahme in der ersten Dekade des 17. Jahrhunderts, um 1612, ausfiel lässt sich ohne weitere Untersuchung nicht beurteilen. Fest steht, dass Balken im Dachbereich über dem Gemeindesaal erneuert wurden. Eine entsprechende Inschrift weist auf Arbeiten in dieser Zeit hin:

Zu lesen ist:

Im Jahre des Herrn 1612
Ludwig Hetgen[d]
H C 25. May



Inschrift im Dachwerk; Foto um 90 Grad nach links gedreht, 03.2014

Die Inschrift stammt wohl von einem damals hier tätigen Zimmermann. Das Arkronym „HC“ könnte für „Hessen Cassel“ stehen, zu dem Wolfshausen zu dieser Zeit gehörte. Vermutlich waren es aufmerksame Zimmerleute, die auf der Südseite der südöstlichen Ecksäule der Dachreiterkonstruktion die Inschrift entdeckt und sie mit Kreide weiß markiert haben.

Im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts erfuhr das Dachwerk des Chors eine Erhöhung. Der First wurde auf die gleiche Höhe mit dem des Gemeindesaals gebracht und beide kamen unter eine Dachfläche. Der Wetterhahn von 1728 könnte einen Hinweis auf diese Maßnahme geben. Chor und Gemeindesaal sind spätestens seit dem mit einer flachen Balkendecke ausgestattet. Wie seit Mitte des 16. Jahrhunderts den Gemeindesaal, unterfängt nun auch im Chor ein Mittellängsunterzug die sichtbare Balkenlage. Er liegt im Westen der Mauerkrone des Triumphbogens, im Osten der Außenwand auf. Die Kanzel mit dem Pfarrstuhl sowie wahrscheinlich die Lamperie im Chor gehören etwa in diese Zeit.

Vermutlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts musste die gesamte Nordwand des Gemeindesaals ausgewechselt werden. Vermutlich war die Wand baufällig geworden. Die mittel- bis großformatigen Steinquader aus überwiegend rotem Buntsandstein, gespitzt, mit umlaufendem Randschlag, das lagerhafte Fugenbild und die beiden zeitgleich entstandenen Fenster spiegeln gut den Zeitgeschmack sowie die damaligen technischen Möglichkeiten.

Die mit dem Scharriereisen bearbeiteten Fensterlaibungen verleihen den bereits in Massenware produzierten, wenn auch noch nicht fabrikartig erstellten Werksteinen das zeittypische Erscheinungsbild. Auch das Fenster im Süden des Saales, östlich des Eingangs, stammt aus dieser Baumaßnahme. Zu bedenken ist, dass zu dieser Zeit auch die Nordseite der Kirche – oberhalb der Kirchhofsmauer – wahrscheinlich – frei einsehbar war.

Für das erst seit Mitte des 20. Jahrhunderts langsam wachsende Dorf stand die Kirche daher frei – von allen Seiten sichtbar. So konn-

te die neue Kirchenwand auch von Marburg kommend besonders gut zur Geltung kommen.

In der Mitte des 20. Jahrhunderts, genauer: 1952, wurde das bisherige Ostfenster durch ein neues ersetzt. Das aufwändige, mit Glasmalerei ausgestattete, gotische Formen aufnehmende Spitzbogenfenster in der Ostwand des Chors erinnert in seiner Maßwerkform an die Maßwerke der Elisabethkirche Marburg. Die Steinbearbeitung weist im Unterschied zu den älteren Werksteinen am Gebäude die Handwerks-technik der Mitte des 20. Jahrhunderts auf, bei der die Fenstergewände der Länge nach überschliffen werden. Der Einbau dieses Chorfensters bezeugt den Willen der Kirchengemeinde zu einem repräsentativen, sorgfältig gestalteten Gotteshaus.



Nordwand von Nordosten, 03.2014

Einige der überlieferten Akten des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, Außenstelle Marburg, belegen gut, wie intensiv Kirchengemeinde und Bauherrschaft einerseits und Behörden auf der anderen Seite in den vergangenen rund 70 Jahren um das Wohlergehen der kleinen Kirche gerungen haben. Beim Aktenstudium wird klar, dass jede Zeit ihre eigene Vorstellung und Möglichkeit der Bauunterhaltung oder Restaurierung besaß. Besonders Restaurierungen sind immer auch ein Spiegel des jeweils aktuellen Zeitgeschmacks bzw. wissenschaftlicher Erkenntnisse. Es wird auch deutlich, dass im Laufe der Jahre viele Sanierungsvorhaben überhaupt nicht oder in verän-

derter Form wie geplant und genehmigt ausgeführt wurden. Zum Teil hing dies von den finanziellen Möglichkeiten der Kirchengemeinde ab, hin und wieder auch von konträren Vorstellungen der Beteiligten über Farbigkeit oder Bauausführung.

Einige dieser Maßnahmen im Überblick:

1952: Antrag auf Erneuerung des Fensters im Osten des Chors und Einbau des neuen Fensters.

15. Juli 1962: Einweihung der neuen Kleinorgel mit fünf Registern während eines Festgottesdienstes. Die alte Orgel, 70 Jahre zuvor als Neubau in die Kirche gekommen, war bereits über längere Zeit so stark geschädigt, dass sich ein Bespielen unmöglich gestaltete.

1965: Veränderter Zugang zum Friedhof über Hohlweg auf der Südseite

1976: Wegnahme des Orgelpodestes, Verrücken der Empore in Richtung Westwand, Einbau einer neuen Treppe zur Empore, Fußbodenerhöhung und gleichzeitiger Einbau einer Fußbodenheizung im Chor. Im Innenraum: Modernisierung der Elektroinstallation sowie Neuanstrich. Während dieser Maßnahme wurde das Eingangsportal um rund 20 cm erhöht. Dazu ergänzten die Maurer die Laibung um einen Keilstein aus rötlichem Sandstein, um die Kopfhöhe von 2,0 Meter zu erreichen. Diese Ergänzung ist von außen nicht ohne Weiteres als jüngere Zutat erkennbar. Unter denkmalpflegerischem Aspekt ist dies kritisch zu beurteilen. Hierdurch bleibt nämlich Kirchenbesuchern unbekannt, dass überhaupt ein Eingriff des 20. Jahrhunderts in die ältere Substanz stattfand.

1977, Planung: Freilegung der Holzbalkendecke im Gemeindesaal und Chor.

Eine Begehung im Jahr 1997 brachte erste Einblicke in zu erwartende Renovierungsmaßnahmen.

2003: Rund sechs Jahre später bestätigten sich die Vermutungen: Zahlreiche Mauerwerkspartien waren durch geschädigten und abgegangenen Mörtel im Bestand gefährdet. Daher wurde eine entsprechende Sanierung veranlasst. In diesem Zusammenhang wurde der Schlot des Kamins, der in der Südwestecke des Chors stand, im Dachbereich entfernt. Er wurde im unteren Bereich freigelegt und wegen bereits entstandener Schädigung der Außenmauer zurückgebaut. Unter anderem wurden während dieser Maßnahme der Blockaltar innerhalb des Chors versetzt sowie aus konservatorischen Gründen der romanische Taufstein von seinem Außenstandort ins Innere versetzt.

2006 wurden in viermonatiger Arbeit die Sanierungsarbeiten am westlichen Dachreiter durchgeführt.

Eine Sanierung, insbesondere des Dachwerks und der Dachdeckung, erfolgte intensiver seit 2008. Den vorläufig vollständigen Abschluss der lange währenden Bauarbeiten erfuhr die Kirche erst im Frühjahr 2013, als alle Baugerüste abgebaut waren und wieder ungestört in einer frisch renovierten Kirche Gottesdienste gefeiert werden konnten.



Chor. Schleifspuren am südöstlichen Eckquader, von Osten, 03.2014

Die beiden konkaven Schleifspuren, die an einem Eckquader an der Südostecke des Chors in einer Höhe von ca. 1,10 -1,60 Meter zu finden sind, verweisen neben ähnlichen, hier nicht vorgefundenen Steinen, die Spuren von Wetzrillen, eingeshabten Näpfchen und Kuhlen aufweisen, auf eine alte, vermutlich bis in die Frühe Neuzeit gepflegte Tradition. Diese Schleif- und Ritzspuren sind nicht nur in Wolfshausen zu finden. Sie treten an Sakralbauten auf, sind aber ebenso an kommunalen Gebäuden zu finden (z.B.: am Rathaus, am Hochzeitshaus und am Pranger von Alsfeld). Über ihre Motivation liegen bis heute verschiedenste Klärungsansätze vor. Eine von

mehreren Theorien über die Motivation der Bevölkerung, Rillen und Abschürfungen an den Steinen zu hinterlassen, besagt Folgendes: Alle Gläubigen sollten unbewaffnet den Gottesdienst besuchen. Daher entschärften die Waffenträger beim Betreten des Gebäudes symbolisch ihre Messer an den Steinen. Diese ritualisierte Entwaffnung wurde wahrscheinlich über viele Jahrhunderte hindurch praktiziert. (http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/artdok/664/1/Kirchenburgen_Teil_IV.pdf, vom 20.01.2014; Pietschman, Dieter-Robert, Kirchenburgen in Baden-Württemberg, Teil IV, Heidelberg 2011, S. 274) Möglich ist auch die umgekehrte Theorie, die das Schärfen von Messern und Sensen am – mehr oder weniger – gut geeigneten Sandstein der Kirche beschreibt. Das Schärfen wurde nach oder ganz unabhängig von einem Gottesdienstbesuch durchgeführt. Zweck war dann eine Art Weihe der Waffen und Geräte zum guten Gelingen der jeweiligen Nutzung. Eine dritte Hypothese besagt, dass der Steinstaub von nahe am Haupteingang bzw. sakralen Orten wie dem Chorbereich von Kirchen versetzten Steinen heilende und heilige Kräfte besäße, weswegen immer dieselben Steine Abschabungen und Ritzungen erfuhren.

Die 900-jährige Geschichte der kleinen Kirche Wolfshausen kann sicher nicht bis ins Einzelne rekonstruiert werden. Einige Ansätze dazu wurden jedoch in der Vergangenheit unternommen. Dazu zählt zum Beispiel die Erforschung der Patroziniumsgeschichte St. Alban von 2011. Weitere Erkenntnisse ließen sich zudem über die Kirchenpolitik der Patronatsherrschaft gewinnen. Die Ergebnisse der 2003 durchgeführten Untersuchung über die baulichen Hinterlassenschaften ergänzen die Puzzlesteine zu einem größeren Bild. Wie bei vielen historischen Gebäuden dieses Alters bleiben jedoch immer Fragen offen – für spätere Forschungen ist somit genug Raum.

Abbildungsnachweis:

Abbildung 3: Ausschnitt aus Giese, Dirk, Einführung in die Natursteinbearbeitung, Univ. Bamberg 2009, S. 7
Abbildungen 1,2,4-10: Susanne Gerschläuer 05.2013 und 03.2014

Bücherschau

Zu den Wetzrillen an Sakral- und Profanbauten vgl. auch: **Scherb, Rainer:** *Rillen und Näpfchen an historischen Gebäuden. Eine Übersicht über den derzeitigen Erkenntnisstand.* (Johannesberger Arbeitsblätter, Themenbereich 2.4) Beratungsstelle für Handwerk und Denkmalpflege, Probstei Johannesberg, Fulda 2011

Glocken in Roth

von Otto Weimar

Im Kern des alten Dorfes Roth steht die Kirche mit ihren drei Glocken – in der Vergangenheit und auch in der Gegenwart ein Mittelpunkt der Gemeinde. Die Glocken erklingen zu bestimmten Tageszeiten, zu den Gottesdiensten sowie zu freudigen und traurigen Anlässen. Am Jahresende verabschieden sie das alte Jahr und begrüßen das neue Jahr.

Doch das Läuten der Glocken erinnert unsere Gesellschaft immer auch an den christlichen Teil unsrer Kulturgeschichte. Glockenklänge sind auch Heimatklänge, ob man sich zum Gebet rufen lässt oder nicht, ihr Klang erreicht das Herz. Auch ist die Aufgabe der Glocke ihr Ruf zum Gottesdienst. Es gibt kaum ein Musik-Instrument, das die Menschen so fasziniert wie eine Glocke. Sie ist in unserem Alltag fest verwurzelt.

Die Glocke ist wohl das vielseitigste und älteste Musikinstrument der Menschheit. Schon seit dem vierten Jahrhundert dienten die Glocken in den Klöstern als Signal, um die Mönche zu dem täglichen Gebet zusammen zu rufen. „Zum größeren Ruhme Gottes“ fand die Glocke im sechsten Jahrhundert eine schnelle Verbreitung, so kann man es in alten Schriften nachlesen.

Die Klangqualität und die Form nahmen einen höheren Stellenwert ein. Seit dem Mittelalter gab es vier Glockenformen, davon hat sich die „Gotische Rippe“ bewährt und auch durchgesetzt. Ihr Geläut berührt immer wieder viele Menschen. Viele Dichter haben schon über Glocken geschrieben. Von Kindheit an begleiten Glocken uns und Läuten auf unserem letzten Weg.



Chronologie der Glocken von Roth:

1754: Die älteste der Glocken ist die kleinste, der Durchmesser beträgt 650 mm, Gewicht 150 kg. Inschrift: *Anno 1754 goss mich Benedict Johann Georg Schneidewind in Frankfurt.* Die Glocke erklingt im Schlag / Ton „e“.

1950: Die zweite Glocke wurde von der Firma Gebr. Rincker am 19.10.1950 in Sinn gegossen, der Durchmesser beträgt 720 mm und sie wiegt 220 kg. Inschrift: *Christus ist unser Friede.* Sie ergänzt die kleine Glocke durch den Schlag / Ton „cis“.

1964: Die dritte Glocke wurde auch von der Firma Rincker am 5.5.1964 gegossen. Viele Gemeindeglieder aus Roth waren bei dem Glockenguss anwesend. Der Durchmesser beträgt 790 mm, sie wiegt 300 kg. Inschrift: *O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort.* Sie klingt im Schlag / Ton „h“.



Aus dem Pfarrarchiv Fronhausen:

Bevor die barocke Haube von 1697 auf den Turm gesetzt wurde, hatte das Kirchlein in Roth eine neue Glocke erhalten. Der Fronhäuser Pfarrer vermerkte 1673 im Kirchenbuch anlässlich des Begräbnisses der *Elsbeth, Jo-*

hann Hettgens Witwe, dass dießmal mit der Neue Glocke in der rhöder Kirche zum ersten mal geläutet wurde, welche 73 Rtlr gekostet habe (mitgeteilt von S. Becker in Heimatwelt 43, 2008, S.9). Was aus dieser Glocke geworden ist, ist nicht bekannt.

Im Sommer 1917, im 1. Weltkrieg 1914-1918, musste die große Glocke von 1843 aus Roth für militärische Zwecke abgeliefert werden. Die Glocken in den anderen Kirchen der Gemeinden konnte man behalten (Roth, Wenkbach und Argenstein – das „Schenkisch Eigen“ – gehörten bis 1957 zum Kirchspiel Fronhausen). In der Kirche in Roth gab es eine besondere „Glocken-Abschiedsfeier“ mit Pfarrer Landau. Bei dem Gottesdienst merkte man an den Gesichtern der Gemeindeglieder den Schmerz, dass sie sich von der Glocke trennen mussten, so Pfr. Landau. In 1924 konnte die im Krieg abgelieferte Glocke durch eine neue ersetzt werden, jetzt klangen wieder zwei Glocken vom Turm. Die Gemeinde Roth hat die Kosten durch freiwillige Gaben aufgebracht.

Auch diese neue Glocke musste im 2. Weltkrieg für militärische Zwecke abgegeben werden. Jakob Schneider fuhr die Glocke am 2. Februar 1942 auf einem Schlitten nach Marburg zur Sammelstelle. Auf ihr stand der Spruch: *Für die Glocke, die blieb im Kriegessturm, lasse ich meine Stimme erschallen vom Turm. Will zeugen von Gottes Herrlichkeit, will Trost gern bringen im Kampf u. Leid, auf den Weg will ich locken zur Seligkeit. Die Gemeinde ließ mich gießen 1924. F. W. Rincker goss mich* Die 1942 abgegebene Glocke konnte nach Kriegsende auf keinem „Glockenfriedhof“ gefunden werden, sie ist ein Opfer des Krieges geworden. Für diese verschollene Glocke wurde 1950 eine Nachfolgerin angeschafft.

Aus Akten im Pfarramt Roth geht hervor, dass die Gemeinde 1950 die neue Glocke bei der Firma Rincker in Sinn gießen ließ. Die Kirchengemeinde hat sich bis 1952 mit Kollekten im Gottesdienst an der Finanzierung beteiligt. „Glockenfriedhof“ ist die Bezeichnung für einen Sammelplatz von Kirchenglocken, die während des 1. und 2. Weltkrieges zwangsweise eingezogen wurden. Die Bronze-Glocken wurden eingeschmolzen und fanden Verwendung in der Rüstungsindustrie.

Zu den vorhandenen Glocken wünschte sich die Gemeinde eine dritte Glocke. Sie wurde am 5. Mai 1964 bei der Firma Rincker in Sinn in Anwesenheit einer Abordnung der Gemeinde, nach einem Gebet von Pfarrer Günther, gegossen. Am Montag, dem 8. Juni 1964, fand die

feierliche Einholung statt. Johannes Wagner holte die Glocke mit seinem LKW in Sinn ab. Das Fahrzeug mit der Glocke wurde um 10 Uhr am Zimmerplatz Eidam vom Pfarrer, den Gemeindegliedern, den Schulkindern und dem Posaunenchor mit einem Eingangsspiel begrüßt. Anschließend wurde der LKW mit der Glocke bis zum Kirchplatz begleitet. Dort wurde die Feier wie folgt fortgesetzt: Posaunenchor und Gemeinde mit dem Lied: „Sei Lob und Ehr“, der Pfarrer sprach einen Willkommensgruß, Schüler und Konfirmanden sangen die Lieder: „Wer hat mich erwecket“, „Ich singe dir mit Herz und Mund“, und trugen das Gedicht von Schiller „Die Glocke“ vor. Danach folgte die Ansprache des Pfarrers, der Kirchenchor sang das Lied „Lobe den Herren den mächtigen König“. Pfarrer Günther schloss die Andacht mit Gebet und Segen, der Posaunenchor mit einem Ausgangsspiel. Der Einbau im Glockenturm war nicht so einfach, denn es war die dritte und die größte Glocke. Nach einem Umbau konnte die Glocke neben den zwei vorhandenen Glocken aufgehängt werden. Doch nach einem Probe-Läuten fing der ganze Turm an zu wackeln. Jetzt mussten Holzverstrebungen eingebaut werden, bis der gesamte Turm wieder stabil war. Nun konnte sich die Gemeinde an dem Glockengeläut erfreuen. Im Juli feierte die Gemeinde Glockenweihe. Die Festpredigt hielt Dekan Hoffmann, er predigte über die Glockeninschrift „O Land, O Land, höre des Herrn Wort“. Im Winter 2012/13 wurden im Turm, am Aufgang zur Glockenstube und in der Glockenstube verschiedene Baumaßnahmen aus sicherheitstechnischer Sicht durchgeführt.

Bücherschau

Andreas Hedwig (Hrsg.): Die Brüder Grimm in Marburg. (Veröffentlichungen des Hessischen Staatsarchivs Marburg) Marburg 2013, 313 Seiten. Der Band enthält die Beiträge einer Tagung zum Jubiläum 200 Jahre Kinder- und Hausmärchen, die 1812 und 1815 in der ersten Ausgabe erschienen, sowie die Vorstellung des Nachlasses Grimm im Staatsarchiv Marburg und die Dokumentation einer Ausstellung mit Originaldokumenten aus diesem Nachlass, die 2012 im Staatsarchiv gezeigt wurde. Die Wirkung des Studienorts Marburg auf das Arbeitsethos der Brüder Grimm wird darin reflektiert, neue Erkenntnisse zu den Wohnungen der Brüder Grimm und zu einer Marburger Märchenerzählerin werden mitgeteilt, die biographischen Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen übersichtlich erschlossen. Zu den Illustrationen Otto Ubbelohdes und zur aktuellen Ausstellung im Schloss sind Berichte enthalten. Der Band kann im Staatsarchiv zum Preis von 29 € erworben werden.

Weimar 1138/39 – 2013. Rückblick und Ausblick

Festvortrag zur 875-Jahrfeier

von Siegfried Becker

Wenn heute die älteren Niederwölger – noch mit der guten alten hessischen Präposition – sagen: *Mir foahrn uff Weimer* (die jüngeren würden, wenn sie denn den Dialekt überhaupt noch beherrschen, sagen: *Mir foahrn nooch Weimer*), dann meinen sie Niederweimar. Hier steht das Rathaus der Großgemeinde, hier gibts Discounter und Supermärkte für günstigen Einkauf, hier holen wir die Post ab, wenn uns der Paketbriefträger am Vortag nicht angetroffen hat. Niederweimar war Kristallisationspunkt der Eingemeindungen in der Gebietsreform, deren 40jähriges Jubiläum wir 2014 feiern können, und Niederweimar kann daher mit einer gewissen Selbstgefälligkeit für sich in Anspruch nehmen, namengebend für die daraus hervorgegangene Großgemeinde Weimar gewesen zu sein.

Nun feiert Niederweimar 2013 schon ein Jubiläum, ein Jubiläum, das bedeutend älter ist als die winzigen vier Jahrzehnte, die seit der Gebietsreform vergangen sind, und es blickt mit erstaunlichem Selbstbewusstsein zurück in die Geschichte, wenn es die urkundliche Erwähnung 1138/39 auf sich bezieht und die seitdem vergangenen 875 Jahre zum Anlass des Feierns nimmt.

Das ist realistisch und vermessen zugleich. Realistisch, weil es das Dorf Niederweimar im Jahr 1138/39 gewiss schon gegeben hat, das Datum also nur die zufällig erhaltene erste Nennung in einer mittelalterlichen Urkunde markiert. Vermessen, weil in dieser Urkunde der Name des Ortes *de Wimere* (von Weimar) lautet.

Weimar heißen auch heute noch zwei andere Dörfer in der Nachbarschaft: Oberweimar und Cyriaxweimar. Cyriaxweimar erhielt seinen Namen nach dem Patrozinium seiner Kapelle, die dem hl. Cyriacus geweiht war – und es wurde damit unterschieden von dem alten Weimar mit seiner Martinskirche, die Pfarrkirche und Sedes eines alten Sendbezirks war und mit ihrem Martinspatrozinium in die Zeit des fränkisch-karolingischen Reiches verweist, in jene Zeit also, die am Ende des 8. und zu Beginn des 9. Jahrhunderts von umfassenden Reformanstrengungen zur politischen Arrondierung des Reiches geprägt war. Diese politi-

schen und kirchenpolitischen Entscheidungsprozesse, die ganz Mitteleuropa bis nach Italien umfassten, wirkten sich konzentriert im Gebiet des heutigen Landes Hessen aus. Das Rhein-Main-Gebiet war für die Karolinger einer der zentralen Räume ihrer Herrschaftspolitik, und vor allem von Lorsch ging mit der Gründung des Klosters im Jahr 764 n.Chr. eine zügige agrarwirtschaftliche und kulturelle Erschließung aus. Der urkundlichen Überlieferung dieses Klosters verdanken wir die erste Erwähnung von Allna im Jahr 807, und schon in dieser Zeit dürfte der Sendbezirk der alten Martinskirche in Oberweimar entstanden sein, mit dem sich das 1237 genannte Gericht Reizberg weitgehend deckte, dessen Gerichtsstuhl bei Oberweimar lag.

Oberweimar ist also der alte zentrale Ort, kirchlicher und politischer Mittelpunkt, Pfarrdorf und Gerichtsort. Oberweimar hat im Jahr 2009 sein 850jähriges Jubiläum gefeiert, weil es seine erste gesicherte urkundliche Erwähnung einem Versuch des Pastors im Jahr 1159 auf der Synode zu Mainz verdankt, seinen Anspruch auf Zugehörigkeit der Immunität Fronhausen zum Sendbezirk der alten Martinskirche geltend zu machen (was ihm, wie wir wissen, nicht gelang).

Schon am Beginn der historisch fassbaren Entwicklung Oberweimars stehen also Verlusterfahrungen, die sich bis heute fortsetzen und aus der allmählichen Erosion der ehemals zentralen Funktion des Ortes herrühren. Ich habe in meinem Festvortrag zur 850-Jahrfeier und zur Wiedereinweihung der Martinskirche in Oberweimar im Oktober 2009 danach gefragt, wie diese Verlusterfahrungen zur Identität des Ortes beigetragen haben, zu jenen lange zurückliegenden Geschichten, die erzählt werden, um das Vorgestern, das Gestern, ja vielleicht auch das Heute zu deuten – wie jene Erinnerung an den alten Kirchweg, der hinter dem Gutshof über die Bach führte, zum alten Schulhaus und bis zur alten Kirchhofstreppe hin, zu jenen steilen, von vielen Generationen ausgetretenen Stufen, auf denen die Kirchgänger aus den Filialdörfern Niederweimar, Kehna und Allna, aus Cyriaxweimar und Haddamshausen, Gisselberg und Ronhausen zum Got-

tesdienst in Oberweimar gingen. Und manche Oberweimarer meinen ja noch zu wissen, dass dereinst auch die Marburger hierher kamen und diese altehrwürdigen Stufen hinaufsteigen mussten zur alten Pfarrkirche – welch schönes Bild, in dem die längst verschobenen Bedeutungen und Gewichtungen wieder zurechtgerückt werden, und sei es auch nur durch Legendenbildung. Die Mythen entblößen sich schnell in ihrer Funktion, Verlusterfahrungen zu kompensieren: die Geschichten über Geschichte haben hier die Aufgabe, verlorene Bedeutung, den Verlust der Mitte gewissermaßen zurückzuholen in der Erinnerung.

Und Niederweimar? Von Verlust ist hier wenig zu spüren, Niederweimar geht selbstbewusst mit seiner heutigen zentralen Funktion in der Großgemeinde um, es benötigt nicht die Erinnerungen an Geschichte, die Legendenbildungen über vergangene Bedeutung, es bedarf der Geschichte nicht, um die Gegenwart zu ertragen. Niederweimar hat es nicht nötig, so wie Allna zur 1200-Jahrfeier oder gar wie Niederwalgern zur krummen Jubiläumsszahl von 775 Jahren eine dicke Chronik zu erarbeiten – Niederweimar begnügt sich (so prägt sich zumindest der erste Eindruck ein) mit dem Hier und Heute.

So ganz stimmt dies freilich nicht, denn nicht nur einzelne unermüdlich Geschichte Schreibende wie Hans Schneider pflegen die Erinnerung an das Gestern, auch ein politischer Wille ist ja entwickelt und formiert worden, das Jubiläum wahrzunehmen, das uns am 24. Februar 2013 im Bürgerhaus zusammengeführt hat. Doch selbst in diesem Jubiläum spiegelt sich ein gewisses Selbstbewusstsein des zentralen Ortes, das auf die Geschichte zurückprojiziert wird: ganz tragfähig sind die 875 Jahre nämlich nicht, die wir 2013 feierten, denn erwähnt wird 1138/39 ja nur Weimar, und es bleibt der Interpretation überlassen, ob damit Ober- oder Niederweimar gemeint war.

Es gibt noch keine Chronik von Niederweimar, in der eine Sichtung der Urkunden mit den frühen Erwähnungen des Ortes vorgenommen und darin gefragt werden müsste, welche der verschiedenen Möglichkeiten der Ersterwähnung denn eigentlich Geltung haben kann. Dabei wäre ein ausführlicher chronikalischer Blick in die Geschichte Niederweimars so spannend, weil wir in der Entwicklung des Dorfes seinen allmählichen Bedeutungszuwachs bereits früh erkennen können. Einige Trittsteine in dieser Entwicklung will ich wenigstens kurz anreißen.

Niederweimar feiert 875 Jahre. Es beruft sich auf die Nennung *de Wimere* 1138/39 und übersieht dabei, dass erst im Jahr 1294 eindeutig ein *Wimer inferior*, also ein „Unteres“ oder „Unten gelegenes“ Weimar erwähnt wird, und von nun an wurde meist deutlich zwischen Nieder- und Oberweimar unterschieden. Wir sind in diesem späten 13. Jahrhundert in einer Zeit angekommen, in der die mittelalterlichen Städte beträchtlich wachsen und mit hohen Mauern umgeben werden, in deren Schutz immer mehr Menschen leben und arbeiten – und versorgt werden müssen. Der Deutsche Orden, der am Grab der Landgräfin Elisabeth das Haupthaus seiner Ballei Hessen gegründet und eine große, prächtige Wallfahrtskirche errichtet hatte, nutzte diesen Versorgungsbedarf der Städte, erwarb Höfe und intensivierte den Getreideanbau.

Diese wachsenden Städte profitierten vom Handelsverkehr auf den alten Fernstraßen, der im Schutz ihrer Mauern Herberge und auf den Marktplätzen Umschlagsmöglichkeit für mitgeführte Waren fand. Der zunehmende Fernhandel berührte auch Niederweimar – hier kreuzte die Weinstraße von Frankfurt nach Paderborn und Bremen eine Nebenstrecke der alten Landstraße, die die großen Messestädte Köln und Leipzig verband. Dieser Schnittstelle des Fernverkehrs verdankt Niederweimar seine Erwähnung 1358 als *Wymar an der straze*, und die Straße, die im 19. Jahrhundert als Frankfurter Chaussee und heute als B3 geführt wird, hat nicht nur ganz aktuell mit den gewaltigen neuen Trassenbauten Einfluss auf die Infrastruktur Niederweimars, sie prägte auch schon im Mittelalter das Siedlungsbild – das alte Dorf lässt noch heute in seiner kreisrunden, regelhaften Bebauung erkennen, dass es einmal von einer Dorfbefestigung umgeben war, die dem Sicherheitsbedürfnis seiner Bewohner geschuldet war (Willi Görich verdanken wir einen kleinen Aufsatz zu den Marburger Süd-Nordstraßen und zum Runddorf Niederweimar in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte 1954/55).

Befestigung und regelhafte Bebauung spiegeln aber auch die besondere Rolle, die Niederweimar für die Durchsetzung landgräflicher Herrschaftspolitik im Reizberg zukam. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts hatten die Landgrafen von Thüringen ihre territorialpolitischen Ansprüche auf das Land an der Lahn erst allmählich durchsetzen und ausbauen können. Die Landeshoheit bedeutete nicht, dass sie uneingeschränkt im Besitz von Hoheitsrechten

wie Blutgerichtsbarkeit, Gerichtsfolge und Geleitsrecht, Wald- und Wassernutzungsrecht waren, und in den angeeigneten Grafschaften Ruchesloh und Stiffe wurden ihnen nicht nur Gerichts- und Patronatsrechte streitig gemacht, sie schenkten auch Kirchen- und Kapellenpatronate an landgräfliche Burgmannen und an den Deutschen Orden.

Im Gericht Reizberg hatten die Schenken zu Schweinsberg die Gerichtsbarkeit als Lehen der Grafen von Nassau-Saarbrücken inne, und die Versuche der Einflussnahme durch die Landgrafen zeigen gerade hier ihre Absicht, die südliche Marburger Landschaft in ihren Herrschaftsbereich zu vereinnahmen. Diefenbach hat für das Gericht Reizberg, in dem früh nur das mit Wall und Graben befestigte Dorf Niederweimar der landgräflichen Gerichtsbarkeit unterstand, die zweifelsfreie Zugehörigkeit zur Landgrafschaft erst für das Jahr 1481 nachgewiesen. Die lange zurück liegenden landgräflichen Partialrechte, Einkünfte und Besitzungen hat er als Indiz dafür gesehen, dass „hier die Erringung der Landeshoheit nicht durch einen einmaligen Akt begründet wurde, sondern das Ergebnis einer sehr lange währenden Entwicklung ist“.

Diese Aneignung herrschaftlicher Gerichtsrechte im Spätmittelalter spiegelte sich, freilich nicht mehr recht verstanden, noch in der frühen Neuzeit im landgräflichen Sondergericht zu Niederweimar, das als Leibeigenengericht eingesetzt wurde und alle sieben Jahre am St. Ägidientag bei der Kirche gehalten wurde – noch heute finden wir, wenn wir aufmerksam durchs alte Dorf gehen, eine Erinnerung daran: im Straßennamen „Lindenweg“, denn hier stand wie auch andernorts an solch alten Gerichtsplätzen eine mächtige Linde als Symbol des Gerichtsfriedens.

Im Schatten des Baumes (*sub tylia*, wie in den lateinisch geschriebenen Quellen die Bezeichnung für die Gerichtsstatt „unter der Linde“ lautete) sprachen Schultheißen und Schöffen ihre Urteile. 1374 wird ein Amtmann in Niederweimar erwähnt, 1396 ein Landschöffe. Um 1400 führt der Grebe den Vorsitz, 1467 der Schultheiß, der in Niederweimar saß. Erst ab 1572, als die Landgrafen längst eine machtpolitisch wichtige Zentralisierung der Hochgerichtsbarkeit am Residenzort Marburg abgeschlossen hatten, wurde das Gericht in Niederweimar vom Schultheiß von Lohra gehegt. Ein Gefängnis für das Gericht Reizberg und das Dorf Niederweimar ist 1589 im Ort belegt. Gerichtet wurde sowohl über die Person als

auch über Güter landgräflicher Leibeigener. 1474 werden an diesem Gericht landgräflich Leibeigene aus den Gerichten Caldern, Ebsdorf, Lohra, Kirchhain, Oberwalgern, Reizberg, Treis-Sichertshausen und aus dem Amt Dillenburg gerügt. Zudem wurde entschieden über landgräfliche Leibeigene bei deren Heirat mit Frauen, die einer fremden Leibeigenschaft angehörten (sogenannte ‚Ungenossen‘), über die Zugehörigkeit neu hinzugezogener Leute zur landgräflichen Leibeigenschaft und über die Leibeigenschaft der ‚Wildfänge‘; so wurde 1516/17 in einem Weistum verfügt, dass neu einziehende Leute dem Landgrafen leibeigen sein sollten, auch wenn sie zuvor die Stadtfreiheit erlangt hatten.

Was aber hatte diese merkwürdige Bezeichnung ‚Wildfang‘ zu bedeuten, mit der gewiss nicht unser heutiger, meist anerkennend gebrauchter Begriff für ausgelassene Kinder gemeint war. Wir haben hier noch die ältere, aus dem Hörigenverhältnis der mittelalterlichen Grundherrschaft sich erschließende Wortbedeutung vor uns. Ihr lag das sogenannte Infangs- oder Wildfangrecht zugrunde; es bezeichnete das Recht einzelner Grund-, Gerichts- oder Landesherren, zuziehende herrenlose Fremde nach Jahr und Tag als Eigenleute in Anspruch zu nehmen. Es ist Ausdruck eines im 14. Jahrhundert verstärkten herrschaftlichen Zugriffs auf untertänige Personen (Hörige).

War schon die früh- und hochmittelalterliche Grundherrschaft kein zusammengehöriger Besitz, der durch Schenkungen und Verkauf oft weit gestreut mit erheblichen Entfernungen der Höfe zum Grundherrn und in den Besitzrechten oft schwer beweisbar war, so griffen nun mit der marktwirtschaftlichen Entwicklung der spätmittelalterlichen Gesellschaft, der zunehmenden Auflösung grundherrlicher Eigenwirtschaften und der Ausdifferenzierung von Stadt und Land vermehrt territorialpolitische Interessen der sich formierenden Landesherrschaften auf den Rechtsstatus der Bevölkerung zu: das 14. und das 15. Jahrhundert waren geprägt durch eine Verschärfung des Hörigenverhältnisses, durch eine Verlagerung der Rechtsprojektion von der Abhängigkeit über Grundbesitz auf eine persönliche Abhängigkeit. Diese Personorientierung des Untertanenverhältnisses war ein wesentlicher Faktor zum Ausbau von Herrschaft. Herrschaftsrechte wurden intensiviert und zusätzliche Dienste und Abgaben gefordert. Die rechtlichen Folgen für die Eigenleute waren beschränkte Rechtsfähigkeit, Unauflösbarkeit des Abhängigkeits-

verhältnisses ohne Einwilligung des Herrn, Anspruch des Herrn auf Arbeitsleistung, beschränkte Freizügigkeit und Verbot der ‚unge-noßsamen‘ Ehe (der Heirat mit Eigenleuten anderer Herren). Bei Todesfall oder Erbfall waren Abgaben an den Herrn zu entrichten (das sogenannte Besthaupt). Mit dieser Personorientierung gewann die Abhängigkeit der Eigenleute politische Bedeutung als Mittel der Territorialpolitik, um Herrschaft über geschlossene Gebiete zu erlangen und sie auf neue Untertanenschichten mit der Tendenz zur allgemeinen Untertänigkeit auszudehnen. In diesem Zusammenhang kam erst der Begriff der ‚Leibeigenschaft‘ auf, der die neuen Formen von Bedrückung und Beraubung von Freiheiten der Bauern durch herrschaftlichen Zugriff beschrieb: eine Denaturierung der ‚Eigenschaft‘ als bäuerlich-genossenschaftlicher Niedergerichtsbarkeit in der Zeit vor dem großen Bauernkrieg von 1524/25.

Diese Umorientierung des Rechtsdenkens als Folge handfesten Macht- und Profitstrebens hatte zu Spannungen geführt, die sowohl die politische Stellung der bäuerlichen Bevölkerung als auch ihre wirtschaftlichen Ressourcen betrafen. Sie resultierten auch aus den Versuchen des niederen Adels, Rechte gegenüber den Ansprüchen der Landesherrschaft geltend zu machen. Im Gericht Reizberg deuteten sich solche Spannungen unmittelbar im Vorfeld des Bauernkrieges an, und bezeichnenderweise entzündeten sich die Konflikte an der Leibherrschaft über Wildfänge und uneheliche Kinder, die von den Schenken zu Schweinsberg unter Berufung auf ihre Gerichts- und Patronatsrechte im Reizberg beansprucht wurde. Landgraf Philipp forderte 1519 einen Bericht der Schultheißen von Lohra und Niederweimar ein, in dem diese das Weistum des Eigengerichts zu Niederweimar vom 5. September 1518 anführten: *Uff Montag nach Egidii abbatis im jare XV^e achtzehⁿ seint die nachburen zu Nyderwymar fur gehegtem gericht erschenen unnd gsagt, es sitzen im Reutzperg etlich wiltfende und unechtige kinder, die weren unserm gnedigen hern kein notz. Ist das rugbar, so rugen wir es. Nach luth der ruge hat der schultheis angestalt, an stait e[uer] f[ürstlichen] g[naden] und bgert sich mit recht zu bescheiden, wie man es mit denselbigen von alters wegen gehalten hab odir noch halten solle, damit e[uer] f[ürstliche] g[naden] recht geschee unnd nymant kein unrecht. Daruf hait der scheff zu recht erkant, alle wiltfenge und unechtige kindere, sie komen von pfaffen, edel-*

leuten odir leien, die weisen sie e[uer] f[ürstlichen] g[naden] zu vor eigenleute nach gewonheit und altem herkomen.

Der landgräfliche Anspruch auf die Wildfänge und unehelichen Kinder im Gericht Reizberg war also inzwischen zur Rechtsnorm geworden (und im ‚Weistum‘ festgehalten), und auch die Eigenleute der Grafen von Solms und von Nassau sowie der Adligen von Dernbach und Breidenbach, die im Reizberg saßen, sollten innerhalb einer festgesetzten Zeit den Anspruch eines Grundherrn nachweisen, andernfalls hatten auch sie Leibhuhn und Bede an den Landgrafen zu entrichten und Dienste zu leisten. Darin finden wir – sechs Jahre vor dem deutschen Bauernkrieg – den Abschluss jenes Zugriffs der hessischen Landgrafen auf die Bevölkerung im Gericht Reizberg, der vom landgräflichen Eigengericht in Niederweimar ausging. Ob diese politische Bedeutung des alten Gerichtsortes den Schöpfer des Weimarer Wappens inspiriert hat, die mit der Gebietsreform eingemeindeten Dörfer unter das Zeichen der Rose zu stellen, des alten Gerichtssymbols, das zudem in den hessischen Landesfarben Rot und Weiß prangt, den Marienfarben, die sich die Landgrafen als Vögte der Abtei Hersfeld im Mittelalter zugelegt hatten?

Doch ich will auch das Ende dieses Ungenossengerichts in Niederweimar nicht vorenthalten. Es mag für uns heute fast anekdotisch anmuten, für die Betroffenen damals war es bitterer Ernst. Schon Kellner hat sich 1960 damit beschäftigt, und auch Herbert Kosog, dem die Gemeinde Weimar die Anregung und langjährige Betreuung der Zeitschrift „Heimatwelt“ (und damit eine vorzügliche Basisarbeit zur Lokalgeschichte) verdankt, hat dies ausführlich behandelt; ich kann mich daher auf das Wesentliche beschränken. Im Jahr 1752, also fast 230 Jahre nach Bauernkrieg und Reformation, beklagten sich Frauen aus Niederweimar wegen ihrer Einbestellung vor das Ungenossengericht, das sie als Belastung und Schande empfanden. Rentmeister Duntzen und Schultheiß Scheffer, die vom Geheimen Rat in Kassel zur Stellungnahme aufgefordert wurden, teilten ihre Auffassung von der Entstehung des am Ägidientag vor dem Feldrügengericht gehegten „ungenossenen Gerichts“ mit: *so dörfte es wohl daher entstanden seyn, weilⁿ dieser Personen Voreltern aus einem unächten Ehebette gebohren, weshalben dann diese Descendenten die Schande ihrer Voreltern tragen und sich öffentlich vor Gericht stellen müssen, wodurch dann zu ofteren nach*

geendigten beyden Gerichten zwischen diesen und einigen von denen, da jene sich über diese moquiren, Zwistigkeiten entstehen und diese geöffet werden. Die Erinnerung an die dem Ungenossengericht im Spätmittelalter zugrundeliegende Absicht der Herrschaftssicherung, ja selbst die Bedeutung des Begriffs „Ungenossen“ für die Hörigen fremder Grundherren war hier also verloren gegangen. Die Neuinterpretation vermutete, es habe sich um ein Rügegericht für vor- oder außerehelichen Geschlechtsverkehr gehandelt (für die in den Kirchenbüchern oft so bezeichnete *impraegnation* vor der *copulation*, also der kirchlichen Trauung).

Das lässt erahnen, welchen Diskriminierungen die vors Ungenossengericht zitierten Personen ausgesetzt gewesen sein dürften – wir haben hochaktuell in unserer aufgeklärten Gesellschaft wieder die Diskussion um verbalen Sexismus, um Anzüglichkeiten und Herabsetzungen, und vielleicht können wir daher umso besser verstehen, warum sich die Niederweimarer Frauen bei der landgräflichen Regierung beschwerten. Sie hatten Erfolg: am 6. Februar 1754 wurde die Aufhebung dieses nicht mehr verstandenen Rechtsbrauchs befohlen. Dass nicht mehr Leibeigenschaft und Abhängigkeit, sondern sittliche Normen mit dem Gericht verbunden wurden, zeigt sehr deutlich, dass die seit der Reformation von der Landesherrschaft erlassenen Kirchenzuchtordnungen zur Disziplinierung der Bevölkerung Eingang in der Alltagskultur gefunden hatten. Zwar haben sie keineswegs die Rate illegitimer Geburten senken können (Liebesbeziehungen ließen sich auch im 18. Jahrhundert nicht unterbinden), aber Normen und Wertvorstellungen der Ehrbarkeit, von gesellschaftlichem Ansehen und politischer Partizipation in der Gemeinde hingen nun ganz wesentlich davon ab, in einem *ehelichen Bette gezeuget* worden zu sein. Wir sind 1754 noch in einer ständischen Gesellschaft, in der die Geburt darüber entschied, wer welche gesellschaftliche Position erlangen konnte – und wer am Rand der Gesellschaft blieb, ohne Anteilsrechte am Gemeindeland und ohne Aufstiegschancen.

Ich komme noch einmal zurück zur Rose als Gerichtssymbol und zu den hessischen Landesfarben Rot und Weiß, die Eingang in das neu kreierte Wappen der Gemeinde Weimar gefunden haben. Das sind Zitate aus der Geschichte, die sehr lange zurückliegen und kaum jemandem bewusst sind – und dennoch die jüngste Geschichte markieren, ja vielleicht

sogar unbeabsichtigt und umso augenfälliger die Initiative des Ortes und das politische Geschick seiner Repräsentanten offenlegen, in der hessischen Gebietsreform die Gunst der Stunde genutzt und Niederweimar zu jenem zentralen Ort gemacht zu haben, der ihm in der hessischen Landesgeschichte ja schon einmal zugehört war. Ich mache damit einen riesengroßen Schritt aus dem Spätmittelalter in die Zeitgeschichte hinein und nutze den Hinweis auf die Gebietsreform, um auf gegenwärtige und zukünftige Projekte zur Geschichte Weimars und Niederweimars einzugehen, den kursorischen Rückblick also in einen ebenso kursorischen Ausblick wenden zu können – die Zukunft Weimars kann ich ebenso wenig vorhersehen wie wir alle, aber wir können und sollten sehr wohl Konzepte überlegen und entwickeln, wie wir Zukunft gestalten wollen. Wenn wir aber in die Zukunft blicken wollen, was nützt uns dann Geschichte? Geschichte ist nicht nur Vergangenheit. Ohne Geschichte wird es uns nur schwer gelingen, verantwortlich die Zukunft zu gestalten. Das Leben müssen wir nach vorne leben, verstehen können wir es aber nur im Zurückblicken, wie der große dänische Philosoph Sören Kierkegaard einmal gesagt hat. Lassen Sie uns also auch künftig Geschichte aufarbeiten und deuten, um das Leben zu verstehen und Zukunft gestalten zu können.

Einige Projekte dazu sind bereits angedacht. Im Jahr 2012 wurde der erste Teil eines Projektes realisiert, das die Verhandlungen und Entscheidungen der Gebietsreform darstellen wird – der Historiker Dr. Johannes Koenig, ausgewiesen durch seine Dissertation zum großangelegten und schließlich am Bürgerwillen gescheiterten Konzept der Stadt Lahn, hat die Quellenüberlieferung im Weimarer Gemeinearchiv, im Staatsarchiv Marburg und im Hauptstaatsarchiv Wiesbaden ausgewertet und zunächst eine kleine Ausstellung erarbeitet, die hinführen wird zu einer Buchveröffentlichung mit Quellenedition und Kommentierung. Dieses Buch wird, wenn es denn von der Gemeinde so gewünscht wird und die Voraussetzungen der redaktionellen Betreuung geschaffen werden, in der Schriftenreihe erscheinen, die zur Aufarbeitung der Geschichte unserer Gemeinde gegründet und 2010 mit der Chronik Niederwalgern eröffnet wurde. In diese Schriftenreihe sollte irgendwann einmal auch eine Chronik von Niederweimar aufgenommen werden, nachdem nun bereits etliche Weimarer Ortsteile eigene Darstellungen ihrer Geschichte haben – kleinere wie das Heftchen von Pfarrer

Mohn zu Wolfshausen oder umfänglichere wie die Chroniken von Argenstein, Roth und Wenkbach, Allna und Niederwalgern. Herbert Kosog hat ja bereits vorbildlich vorgearbeitet, und die Gemeinde Weimar pflegt nicht nur das nach ihm benannte Gemeindearchiv vor Ort, sondern hat auch sämtliche Hefte der Zeitschrift „Heimatswelt“ auf ihrer Homepage eingestellt und damit für die lokalgeschichtliche Forschung zugänglich gemacht. Kosog hat darin gerade zu seinem Wohnort Niederweimar einiges veröffentlicht. Ist aber damit schon alles gesagt? Es gibt noch eine Menge zu tun – selbst dann, wenn eine Niederweimarer Chronik nicht an dem schwergewichtigen Band des Nachbarortes Fronhausen gemessen werden soll. Im Staatsarchiv Marburg liegen noch immense, auch für Niederweimar relevante und von Kosog noch nicht erschlossene Quellenbestände, und für die Zeitgeschichte bieten das Gemeindearchiv oder das Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden noch etliche Recherchemöglichkeiten. Ich will nur einige wenige Themen andeuten, die unbedingt noch aufgearbeitet werden sollten.

Niederweimar hatte keine jüdische Gemeinde wie das im benachbarten Schenkisch Eigen gelegene Roth, doch auch hier werden 1747 Juden genannt – woher kamen sie, wo wohnten sie, womit bestritten sie ihren Lebensunterhalt? Es wäre interessant, den Auswirkungen gesellschaftlicher Krisen und Umbrüche im Dorf nachzugehen, den Auswirkungen der Massenverelendung im Vormärz vor der Revolution 1848, den Auswirkungen der Wirtschaftskrise in der Weimarer Republik und ihrem Niederschlag in den Wahlergebnissen zur Zeit der Präsidialkabinette, den Entscheidungen, Fanatisierungen und Verweigerungen im Nationalsozialismus. Es wäre auch wichtig, den Spuren der vielen, vielen Zugewanderten nachzugehen, die über die Jahrhunderte hin nach Niederweimar kamen, als Händler, Handwerker, Glaubensflüchtlinge, als Ost- und Zwangsarbeiter. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges musste in Niederweimar wie in fast allen hessischen Dörfern eine große Zahl an Menschen integriert werden – zählte der Ort 1939 noch 745 Einwohner, waren es 1950 nach der Ankunft der Flüchtlinge und Vertriebenen 1124 Einwohner. Sie trugen zudem zu einer konfessionellen Differenzierung bei: 1961 lebten 987 evangelische und 76 römisch-katholische Einwohner in Niederweimar. Nicht erst mit der Zuwanderung seit der EU-Osterweiterung, sondern schon durch die

Bebauung des Wohngebiets am Weinberg erfährt Niederweimar unter den Weimarer Ortsteilen die dynamischsten Veränderungen, die eine erhebliche Ausweitung seiner Siedlungsstruktur zur Folge haben. All den vielen Menschen, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten hierher gekommen sind und sich hier niedergelassen haben, können und sollten wir auch die Möglichkeit geben, sich mit ihrem Wohnort und seiner Geschichte zu beschäftigen.

Ich hoffe, dass das Jubiläum genügend Begeisterung, Interesse, Gemeinschaftsgefühl und Motivation in der Bevölkerung Niederweimars initiieren wird, dass es auch über das Jahr 2013 hinaus nachwirkt: ich möchte dazu ermuntern, den Spuren der Geschichte weiter nachzugehen, da zu graben, wo wir stehen. Mit diesem Motto der Geschichtswerkstätten möchte ich schließen, nicht ohne Mut zu machen und meine Unterstützung zuzusichern. Ein Blick in die Zukunft lässt sich fast mit Gewissheit wagen. Von heute an zählen die Jahre, in denen Niederweimarer auf die Idee kommen werden, wieder ein Jubiläum zu feiern – das 900jährige in 24, das 750jährige in 16 Jahren (wenn wir die Erwähnung *Wymare* in 1280 auf Niederweimar beziehen wollen), oder vielleicht realistischer das 725jährige in 5 Jahren, das dann wohl eher zum 750jährigen in 30 Jahren Anlass geben dürfte. Egal wie lange es noch dauern wird – engagieren können wir uns schon jetzt in der Aufarbeitung der Lokalgeschichte: mögen sich viele Niederweimarer Bürgerinnen und Bürger beteiligen mit Beiträgen für die „Heimatswelt“, auf der spätere Chronisten aufbauen und weiterschreiben können, damit in 5 oder 16 oder 24 (oder 30) Jahren dann auch Niederweimar eine Chronik erhält, in die es hineinzuschauen lohnt.

Bücherschau

Ulrich Hussong und Karl Murk (Hrsg.): *Eine Stadt und ihr Fluss. Marburg an der Lahn.* (Marburger Beiträge zur hessischen Geschichte 21) Marburg 2011, 271 Seiten. Die Dokumentation einer Ausstellung im Staatsarchiv Marburg und die begleitenden Vorträge zur Nutzung der Lahn für Handel und Gewerbe, zur Landschaftsgestaltung und Ökologie, zum Beinamen der Universitätsstadt an der Lahn, zu Lahnsagen und Unglücksfällen, zur Nähebrücke bei Argenstein und zu den Stegen in der Stadt Marburg sind in diesem reich illustrierten Band veröffentlicht, der die Bedeutung des Flusses für Stadt und Umland behandelt. Das Buch kann für 24 € beim Marburger Geschichtsverein (im Staatsarchiv Marburg) erworben werden.

Niederweimar 875 Jahre

Dorfspaziergang, Dorfführung, Geschichte und Geschichten

von Hans Schneider

Die Geschichte unseres Heimatdorfes Niederweimar hat unser Mitbürger und Chronist Herbert Kosog erforscht und dokumentiert. Er hat dafür viele Jahre in den Archiven verbracht. Dafür sollte ihm an dieser Stelle Dank und Anerkennung ausgesprochen werden. Diese Forschungsergebnisse und auch andere Quellen machen es möglich, über Geschichte und Geschichten von und über unser Dorf zu berichten. Ferner wird die Zeit ab 1945 dokumentiert. In diesen beinahe siebzig Jahren hat sich unser Dorf bis heute wesentlich verändert.

Ersterwähnung

Niederweimar ist sicherlich schon viel älter, als das von verschiedenen Chronisten datierte Jahr 1138. Der Historiker Görich führt Beweise dafür an, dass bereits vorher eine Ursiedlung bestanden hat. Eine vorliegende Urkunde aus dem Bundesstaatsarchiv belegt die Ersterwähnung „Niederweimar“ mit „de Wimere“ im Jahr 1138. Nach dieser Jahreszahl wurde bereits die 850-Jahr-Feier und nun auch die 875-Jahr-Feier begangen.



Die erste katastermäßige Vermessung von Ort und Gemarkung erfolgte im Jahr 1720

Zur Geschichte

Die Lager,- Stück- und Steuerbücher aus dem Jahr 1746 geben die wichtigsten Informationen über die Dorfgeschichte. Im Jahr 1717 wurden erstmals das Dorf und die Gemarkung vermessen. Ein klares Dorfbild wurde ersichtlich und die Gemarkungsgrenzen wurden festgestellt. Sie entsprechen noch den heutigen Katasterunterlagen. Das Dorf war noch von einem Graben

umgeben. Eine Straße in der Rundung trägt heute den Namen „Am Graben“. Außerhalb des Grabens standen zwei Gehöfte auf der „Insel“, nahe der Allna. Noch heute sagen alte Dorfbewohner: Die „auf der Insel“.

Die Kirche

Eine im alten Dorfkern stehende Kapelle wurde im 30-jährigen Krieg (1618-1648) stark beschädigt. Eine weitere Zerstörung erfolgte im 7-jährigen Krieg (1756-1763) dermaßen, dass ein neues Gotteshaus errichtet werden musste. Mit den Bauarbeiten einer neuen Kirche wurde 1769 begonnen, sie wurde im Jahr 1782 fertig gestellt. Die feierliche Einweihung geschah am 4. Oktober 1782. Sie steht auf den Grundmauern der ehemaligen Kapelle.

Die Kirche war ein Filial der Mutterkirche in Oberweimar. In Niederweimar wurde alle vier Wochen Gottesdienst gehalten. Dem Kirchspiel Oberweimar waren bis 1958 neun Orte angeschlossen. Für die drei Dörfer Niederweimar, Gisselberg und Cyriaxweimar wurde im selben Jahr ein eigenes Kirchspiel gebildet. Bereits im Jahr 1949 erhielten die drei Dörfer einen eigenen Pfarrer, Hanns Endter, der als Zweitpfarrer im Kirchspiel Oberweimar bis zur amtlichen Trennung im Jahr 1958 tätig war. Im Jahr 1974 entstand die neue Kirche – das evangelische Gemeindezentrum. Die neue Kirche steht, ebenso wie die alte Kirche im alten Ortskern steht, wieder im Mittelpunkt des inzwischen größeren Ortes Niederweimar. Die Kirche im alten Dorf wurde im Jahr 1988 von der politischen Gemeinde übernommen, und im gleichen Jahr an den Kultur- und Förderverein ALTE KIRCHE Niederweimar zur Nutzung übergeben. Nach verschiedenen Umbaumaßnahmen bemüht sich der Verein um die Erhaltung des Gebäudes und seine Nutzung. Er organisiert seither jährliche kulturelle Veranstaltungen und füllt so das alte Gotteshaus mit neuem Leben. Seit 2005 können sich Brautpaare in der ALTEN KIRCHE standesamtlich trauen lassen

Der alte Kirchhof wird heute als Kirchgarten bezeichnet. Außer zwei französischen Soldaten wurden keine Niederweimarer dort beerdigt. Nach der Überlieferung und spätere Fun-

dbelege soll es sich um Soldaten gehandelt haben, die wohl von der Schlacht bei Leipzig im Jahr 1813 auf dem Rückzug nach Frankreich waren und hier auf unbekannte Weise gestorben sind. Man fand bei Anbauarbeiten in den 1970er Jahren ein Seitengewehr, einen Säbel mit russischen Symbolen. Dieser ist im Archiv aufbewahrt.

Das Schulwesen

Bis zur Reformation gab es auf dem flachen Land noch keine Schulen. Nach der Reformation bildeten sich evangelische Kirchengebäude, und eine Synode im Jahr 1526 beschloss, Schulen für das Volk einzurichten – Volksschulen. Die katholischen Kirchengebäude schlossen sich an. Im Jahr 1666 wird erstmals ein Lehrer erwähnt. Die Existenz eines Schulhauses war nicht bekannt. Es dürfte aber auch in Niederweimar - wie in den Nachbardörfern - üblich gewesen sein, dass die Wohnstuben der „Vollbürger“ (also der Bauern) als Klassenzimmer dienten. In jährlichem Wechsel hatte ein Bauer das Klassenzimmer zu stellen. Unterrichtet wurde nur in den Wintermonaten, im Sommer mussten die Kinder bei den Feldarbeiten helfen.



Das 1805 als Schulhaus erwähnte alte Haus in der heutigen Straße „Altes Dorf“ 12.

1771 wird ein Schulhaus erwähnt, dessen Standort nicht bekannt war. 20 Kinder aus Niederweimar und Gisselberg waren eingeschult. 1805 wird belegt, dass das heute noch bewohnte Gebäude „Altes Dorf Nr. 12“ vor der alten Kirche das Schulhaus war, an das 1830 angebaut wurde. Schon bald aber waren die

Räume für die wachsende Schülerzahl wieder zu klein, es fehlten zudem Toilettenanlagen. 1863 wurde ein neues Schulgebäude im „Hirtengarten“ am heutigen Huteweg gebaut. Pfarrer und einige Ratsmitglieder stritten sich bei den Planungen, weil das neue Gebäude nicht nah genug an der Kirche stand. Der Lehrer wurde von der Kirche benannt und war dem Pfarrer unterstellt. Die Eltern der Schulkinder hatten für Logis und Ernährung aufzukommen. Für das Läuten der Glocken erhielt er eine kleine Vergütung. Mir erzählte einmal ein Geschichtsforscher, dass Lehrer zu dieser Zeit „arme Leute“ waren. Der Schulverband mit Gisselberg wurde im Jahr 1947 aufgelöst. Gisselberg richtete eine eigene Schule ein.



Das Schulgebäude wurde in den Jahren 1862 bis 1864 errichtet und 1864 eingeweiht.

Ein weiteres neues Schulgebäude mit zwei Klassenräumen entstand im Jahr 1913 in der Herborner Straße für Kinder aus Niederweimar und Gisselberg. 1956 wurde neben dem Schulhaus ein Neubau errichtet, so dass nun fünf Klassenräume zur Verfügung standen.

Die Neugliederung der Gemeinden und die Schulreform führten dazu, dass 1995 und 2005 weitere An- und Neubauten notwendig wurden.



Die 1913 in der Herborner Straße errichtete Schule.

Das Vermögen

Die Vermögenslage der Gemeinde war wegen Immobilien und Landbesitz günstig. Das Dorf hatte zwei öffentliche Ziehbrunnen, für die später Schwengelpumpen eingebaut wurden. Sie sind heute noch vorhanden, jedoch ohne Funktion. Auf den Bauerhöfen zählte man 12 eigene Brunnen. Auch gab es im Dorf zwei Backhäuser, eines mit Wohnstube und Küche für den Gemeindegirten. Sogar ein Brauhaus war vorhanden, das drei Bauern gehörte und in dem bestimmte Bürger eine bestimmte Menge Bier gegen Zahlung einer Gebühr brauen durften. Im Dorf wohnten vor 260 Jahren 218 Personen. Der Tierbestand betrug 40 Pferde, 22 Ochsen, 96 Kühe und 275 Schafe. In der am Ort vorbei fließenden Allna lebten allerlei Fischarten - sogar Hechte wurden genannt.

Das älteste Haus

Die Jahreszahl 1546 ist in einem Stein in den Grundmauern eingehauen. Demnach dürfte das Gebäude im gleichen Jahr errichtet worden sein. Bauherr und Baumeister sind bekannt. Es ist wohl das älteste Wohnhaus im Ort. Historiker sprechen davon, dass weit und breit in unserer Gegend keine Gebäude mit solchen Schnitzereien, wie an diesem Haus, zu finden sind. Sie kamen übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass der Bauherr wohlhabend gewesen sein muss. Die Bauweise mit der Bogenluke neben der Haustür spricht dafür, dass es ein Geschäftshaus gewesen ist, und man dort landwirtschaftliche Erzeugnisse wie Milch, Butter, Käse, und auch Fische kaufen konnte.



Die Aufnahme stammt etwa aus den Jahren zwischen 1869-1890 (Bildarchiv Foto Marburg). Der heutige Eigentümer Hans-Erich Leinweber hat das Gebäude sehenswert hergerichtet.

Die Leibeigenschaft

Weil die ganze Gemeinde leibeigen war, mussten von den Ernten Anteile (in der Regel der zehnte Teil) an den Landgrafen abgegeben werden. Beim Tod eines Leibeigenen war sogar das beste Stück Vieh im Stall herzugeben.

Die zu zahlenden geldlichen Leistungen und Abgaben von nicht selten bis zu 25% brachten Familien oft in Not. Auch zu Hand- und Spanndiensten, wie zum Beispiel dem Straßenbau, wurden die Bauern und auch die nicht-bäuerliche Bevölkerung herangezogen.

Die Bemühungen des Preußischen Ministers Freiherrn Friedrich Karl von und zum Stein und andere namhafte Persönlichkeiten um eine Selbstverwaltung der Gemeinden, zentrale Reformgesetze, das Gesetz zur Bauernbefreiung und die Freiheit der Berufsausübung gaben ab 1832 mit dem Ablösungsgesetz den Bauern die Möglichkeit, die auf ihrem Grundbesitz ruhenden Lasten abzulösen. Mit dem nach dem 20-fachen der jährlichen Ablieferungen errechneten Ablösebetrag hatten die Bauern die Möglichkeit, den Grund und Boden zu erwerben - vielen fehlte dazu aber das Geld. Bei der vom Staat gegründeten Landeskreditkasse konnten sich die Bauern das Geld zu günstigen Zinsen und mit einer langen Rückzahlungszeit leihen. Die letzten Fesseln der Unfreiheit waren mit der Tilgung des Kredites abgestreift.

Hier ein Beispiel dieses Vorgangs aus meiner Familie: 1852 nahm mein Ur-Urgroßvater einen Kredit in Höhe von 3.200 Mark auf. Im Jahr 1923 war noch ein Restbetrag von 1.707 Mark zu tilgen. Diese Restsumme hat Vater mit umgerechnet einer Billion Mark im Januar 1924 getilgt (Inflation, Geldentwertung) und den Grund und Boden konnte er nun sein Eigentum nennen.

Die Gerichtsbarkeit

Niederweimar hatte ein eigenes Gerichtsgebäude, das im 30-jährigen Krieg zerstört und nicht wieder aufgebaut wurde. Außerdem hatte Niederweimar zeitweise ein zweites Gericht, das sogenannte Eigengericht, das über Fragen der Leibeigenschaft entscheiden musste. Dieses Gericht war dem Landgrafen unterstellt, dem die Dorfschaft untertan war. Die Gerichtstage fanden jährlich Anfang September bei der Linde statt (Lindenweg). Das Gericht wurde 1753 geschlossen. Die Gerichtsbarkeit wurde von nun an dem Gericht Reizberg zugeordnet. Das in Marburg seit 1467 bestehende Gericht für höhere Gerichtsbarkeit hatte kein eigenes Gefängnis. Die verurteilten „Übeltäter“ brachte man in das Gefängnis in Niederweimar. Wie lange diese Einrichtung hier noch bestand und wo sie war, ist nicht bekannt. Nach Überlieferungen soll es sich um das Wohnhaus des heutigen Bauernhofes Lothar Müller, Altes Dorf Nr. 11, handeln. Vieles spricht dafür, dass das Gericht für die Leibeigenschaft und das Gefängnis in diesem Haus untergebracht waren. Es handelt sich um ein sehr altes Bauernhaus, das in seiner Bauart durch seine eigenartig hohen Stuben von ande-

ren Bauernhäusern abweicht. Auch befand sich ein Zimmer ohne Tür und ohne Fenster im Gebäude. Der Einstieg zu diesem Zimmer war nur von oben durch eine Luke möglich. Außerdem gab es Einsehluken zu diesem Raum (das Gefängnis?). Allerdings fehlen die amtlichen Beweise. Die ehemaligen Eigentümer haben das Zimmer durch eine Eingangstür zugänglich gemacht. Das Haus war früher mit Stroh eingedeckt. Im Jahr 1688 erhielt das Gebäude ein Ziegeldach mit einem Wetterhahn auf dem First, der die gleiche Jahreszahl trug und erst vor wenigen Jahren durch Witterungseinflüsse zerbrochen und vom Haus herunter gestürzt ist.

Der Friedhof

Im Jahr 1848 wurde der heutige Friedhof angelegt. Bis dahin wurden die Verstorbenen aus unserem Ort auf dem Friedhof der Mutterkirche in Oberweimar beigesetzt. Der Weg zum Friedhof erfolgte vorerst über Privatbesitz, beginnend vom heutigen Haddamshäuser Weg, also über die bewirtschafteten Felder einiger Bauern. Dieser Zustand führte zunehmend zur Verärgerung betroffener Bauern wegen Ernteverlust. Etwa in den 1920er Jahren wurde der heutige Weg „Zur Kirche“ angelegt. Dazu mussten Teil-Flächen von Anliegern erworben werden. Die beiden Lindenbäume auf dem Friedhof bildeten das Eingangstor. Heute steht von beiden Linden nur noch eine.

Die Vorstadt

Als das Areal um die alte Kirche herum bebaut war, wurden auch die Flächen erschlossen, die außerhalb des umschließenden Wassergrabens lagen. Den Graben musste man daher Zug um Zug zuschütten und als Weg nutzen. Heute trägt der Weg die Bezeichnung „Am Graben“. Als auch diese Flächen verbraucht waren, siedelten die ersten Bewohner in der sogenannten „Vorstadt“, der heutigen Herborner Straße. Es ist der Straßenzug von der Ampel zum alten Dorf bis zur Einmündung Huteweg. Die Einwohner bezeichneten diese Siedler mit dem Wort: „Die in der Vorstadt“. Sie wohnten also außerhalb des damaligen Dorfes. Noch heute benutzen Alteingesessene diese Bezeichnung. Die Bebauung der „Vorstadt“ begann etwa um das Jahr 1810 und war um etwa 1880 abgeschlossen. Bei den Angesiedelten handelt es sich um Handwerksbetriebe, die überwiegend auch eine kleine Landwirtschaft besaßen. Es waren Schreiner, Schmied, Stellmacher, Schuhmacher, Schneider, Metzger und Gast-

wirte. So ist bekannt, dass die Schreinerei Grebe im Jahr 1823 gegründet wurde und heute noch in der achten Generation besteht. Unser Anwesen wurde 1838 mit einem Wohnhaus bebaut. Der Inhaber betrieb eine Gastwirtschaft, in der der Männergesangverein 1895 gegründet worden ist (Grundstück Eisdiele).

Die Eisenbahn

Im Jahr 1852 fuhren die ersten Züge durch Niederweimar, vorerst eingleisig. 1864 wurde das zweite Gleis dazu gebaut. Niederweimar und die umliegenden Gemeinden beantragten

einen Bahnhof in Niederweimar, der nach langwierigen Verhandlungen und unter Mitfinanzierung von Niederweimar und den anderen genannten Gemeinden im Jahr 1879 „Am grünen Weg“ gebaut wurde. Der Bahnhof wurde in den Jahren 1944/45 durch Luftangriffe stark beschädigt und wieder aufgebaut. Stillgelegt wurde er im Jahr 1968 und anschließend abgebrochen. Das Wohnhaus ist heute in Privatbesitz. Im Ort gibt es nur noch eine Haltestelle, die etwa 200 Meter südlich vom alten Bahnhof angelegt worden ist.



Der Bahnhof wurde im Jahr 1879 errichtet, bei Bombenangriffen 1944 stark beschädigt, wieder aufgebaut, 1968 stillgelegt und anschließend abgebrochen. Die Aufnahme aus dem Jahr 1935 zeigt den Bahnhof mit dem Niederweimarer Bahnbeamten Johannes Matthäi, geb. 25.8.1870, links.

Niederweimar nach 1945

Bevölkerung: Im Jahr 1939 lebten in Niederweimar 745 Personen. Die Zahl hatte sich bis zum Jahr 1950 auf 1.124 erhöht. (51% mehr). Davon werden geschätzt 20-25 % Heimatvertriebene und Flüchtlinge gezählt. Der von Nazi-Deutschland im Jahr 1939 begonnene und im Jahr 1945 zu Ende gegangene verlorene Krieg hat die Vertreibung vieler Menschen aus ihren deutschen Heimatländern wie Ostpreußen, Schlesien, und Teilen von Pommern so-

wie aus dem Sudetenland zur Folge. Auch weitere Deutsche aus Staaten Osteuropas, wie Rumänien, Weißrussland und Ukraine u.a. kamen hier her. Statistiker sprechen von 10 bis 12 Millionen Menschen, die im Rest des verbleibenden Deutschlands, in Ost und West, so auch in Niederweimar aufgenommen werden mussten. Da gab es oft Reibereien bei der Zuteilung von Wohnraum, für die damaligen Bürgermeister Heinrich Becker bis 1948 und nachfolgend Hans Schleich eine große Heraus-

forderung. Aber die Einheimischen zeigten doch Verständnis für das Leid der neuen Mitbewohner. Im Archiv stieß ich auf eine Liste, nach der Bürgermeister Becker sechs hiesige mit Namen genannte Landwirte mit ihren Gespannen angewiesen hat, sich am 30. Mai 1946 um 11.30 Uhr am Bahnhof in Niederwalgern einzufinden, um die für Niederweimar zugeheilten Flüchtlinge oder Heimatvertriebenen abzuholen. Nach den geforderten sechs Wagen zu urteilen muss es eine größere Anzahl ankommender Menschen gewesen sein.

Die Ernährung war teils schlechter als in den Kriegsjahren. Jedes kleine Fleckchen Bodenfläche – besonders am damals noch unbebauten Weinberg – wurde für den Anbau von Kartoffeln oder sonstigem Gemüse gerodet. Neue Sitten, Gebräuche und auch Essgewohnheiten zogen durch die Neubürger in unserem Dorf ein. Heute sind die Gebliebenen in der Dorfgemeinschaft integriert. Auch unsere ländliche Sprache haben sie, bis auf die ältere Generation, angenommen.

Große Wohnraumnot

Eine Siedlergemeinschaft hatte sich gegründet, die sich um Bauland bemühte. In den Protokollbüchern der Gemeinde ist zu lesen, dass sich die politischen Gremien ab Ende der 1940er Jahre oft mit diesem Thema befasste haben. Im Jahr 1951 hat dann die Gemeindevertretung beschlossen, jedem Siedlungswilligen ein Baugrundstück am damals noch unbebauten Weinberg kostenlos zur Verfügung zu stellen (nach meinen Erinnerungen hatten sich bis zu 50 Personen gemeldet). Die Siedlergemeinschaft sollte die Erschließung in eigene Hände nehmen, und die Gemeinde wollte einen Zuschuss in Höhe von 5.000 DM hinzu geben. Der Landrat und die Hessische Heimstätte bewerteten den Südhang als geeignetes Baugelände. Aber der Landrat wollte vor weiteren Entscheidungen zunächst die Finanzierung der Erschließung gesichert sehen. Doch soweit kam es nicht, denn das ganze Vorhaben scheiterte am Trinkwasser. An einem Berg gräbt oder bohrt man bekanntlich nach Trinkwasser vergebens.

Die Gemeinde beauftragte ein Unternehmen, das nach Trinkwasser unterhalb der Bahnlinie in Höhe des heutigen Sees Bohrungen vornahm. Man fand zwar Wasser, aber dieses reichte für die gesamte Siedlung nicht aus. Auch die hohen Kosten der Bahndurchpressung spielten eine Rolle, um das Vorhaben umzusetzen. Die Bebauung des Berges zog

sich hin. Inzwischen hatten sich einige Bauwillige in anderen Orten sesshaft gemacht.

Zentrale Wasserversorgung: Der Wasserverband Mittelhessische Wasserwerke hatte sich gegründet. Bürgermeister Hans Schleich lud die Gemeinde zur Erörterung und Aussprache über eine Mitgliedschaft in die Gastwirtschaft Bruder im Jahr 1953 ein. Ich war als junger Mann auch dabei. Dort gab es eine rege Diskussion: „Beitritt oder nicht“. Es wurden Stimmen laut: „Dann müssen wir ja das Wasser bezahlen, was uns jetzt nichts kostet“. Der anwesende Vertreter des Verbandes erklärte: „Der Kubikmeter Wasser kostet 6 Pfennig, und wenn die Anlage bezahlt ist, wird es billiger“. Was es heute kostet, ist bekannt. Die große Mehrheit der Anwesenden entschied sich, dem Verband beizutreten. Die Gemeinde wurde Mitglied, und die Wasserleitungen wurden im gesamten Ort im Jahr 1956 verlegt. Somit waren die Voraussetzungen für eine Bebauung des „Weinberges“ möglich geworden.

Bebauung des Weinberges: Mit Beschluss vom 26. November 1956 gab es einen Bürgermeisterwechsel. Wilhelm Gerlach löste Hans Schleich ab. Die Voraussetzungen für die Bebauung des Berges waren nun durch das Vorhandensein von Trinkwasser gegeben. Allerdings musste noch ein Hochbehälter im Wald für einen ausreichenden Wasserdruck gebaut werden. Unter dem neuen Bürgermeister wurde ein zweiter Anlauf zur Bebauung des Weinberges unternommen. Ein Bebauungsplan wurde aufgestellt, Baugrundstücke vermessen, und die Erschließung nahm Fortschritte. Es wurden 58 Grundstücke ausgewiesen. Aber jetzt wurden die Baugrundstücke nicht mehr verschenkt, wie im Beschluss aus dem Jahr 1951 vorgesehen, sondern die Grundstücke mussten käuflich erworben werden. Der Verkaufspreis betrug 7 DM/qm. Zudem wurde eine Vorausleistung auf die Erschließung von 12 DM/qm festgesetzt. Insgesamt hatten die Grundstückserwerber 19 DM/qm beim Kauf zu bezahlen. Nun trat für Bürgermeister Gerlach ein Problem auf. Von den Anfang der 1950er Jahre gemeldeten Grundstücksinteressenten blieben nur drei aus unserem Ort übrig, die am Ende ein Grundstück erwarben. Die wirtschaftliche Lage war Mitte der 1960er Jahre in Deutschland nicht gut. Dem Verkauf der Baugrundstücke an Nichteinheimische wurde zugestimmt. Aber es dauerte doch einige Jahre, bis alle Grundstücke „an den Mann“ gebracht werden konnten.

Im Jahr 1969 wurde Bürgermeister Karl Krantz zum hauptamtlichen Bürgermeister für Niederweimar gewählt. Es löste Bürgermeister Gerlach ab, der aus Altersgründen nicht mehr antrat. Unter seiner Regie wurden in den Folgejahren Zug um Zug weitere Baugebiete zwischen der neuen Siedlung und dem alten Dorf ausgewiesen, so dass bis heute ein geschlossenes Ortsbild entstanden ist. Auch weitere Neubaugebiete in westlicher Richtung wurden erschlossen.

Veränderungen: Die Einrichtungen für Vartierhaltung, (wie für Bullen, Eber und Ziegenböcke), Viehwaage, Backhaus, Brunnen etc. sind weggefallen. Sie wurden entbehrlich. Es handelte sich hier um Pflichtaufgaben, die die Gemeinde nach der Landgemeindeordnung aus dem Jahr 1897 zu erfüllen hatte, wenn ein allgemeines Interesse bei der Bevölkerung bestand. Das Interesse hieran war nicht mehr vorhanden, so dass die Einrichtungen entfallen konnten. 1950 zählte man ca. 220 Milchkühe in den Ställen, heute gibt es keine mehr. Bei den wenigen Kühen, die auf den Weiden anzutreffen sind, handelt es sich um Ammentiere.

Aus dem ursprünglich reinen Bauerndorf ist eine Wohn- und Arbeitersiedlung entstanden. Es gibt nur noch wenige landwirtschaftliche Betriebe, die die Ländereien derer mitbewirtschaften, die ihre Betriebe aufgegeben haben. Niederweimar hatte im Jahr 1750 ca. 220 Einwohner - heute ist diese Zahl auf über 2.500 (Hauptwohnung) gestiegen.

Die Infrastruktur in Niederweimar ist heute sehr gut. Es gibt Ärzte, Märkte, Apotheke, Tankstelle, Grundschule, Fleischerei, Bäckereien und viele sonstige Handwerksbetriebe vor Ort. Der Neubau der Umgehungsstraße hat zu einer spürbaren Verkehrsberuhigung und mehr Lebensqualität im Dorf beigetragen. Der Weimarer See bietet vielen Einheimischen und auch Gästen Erholung und Entspannung.

Vereine: Das Vereinsleben im Dorf ist vielfältig. Es gibt eine große Anzahl von Vereinen, welche die die Bewohner zum Mitmachen einladen. Im Einzelnen sind es: Männergesangsverein 1895 einschließlich des Chores „Klangfarben Weimar“, Turn- und Sportverein 0931 Niederweimar mit den vielen Unterabteilungen, Evangelischer Posaunenchor, Kaninchenzuchtverein, Taubenverein „Allnabote“, Alphornbläser, Angelsportverein Weimar, Förderverein Grundschule Niederweimar, Gymnastikverein 1984 Niederweimar, Internationaler Kontaktkreis Asyl, Kultur- und Förderverein Alte Kirche Niederweimar, Reiter-

verein Hofacker Niederweimar, Schützenverein 1964 Niederweimar, Marburger Big Band WHITE KEYS, Seniorentanzgruppe Niederweimar, Verein zur Förderung der Kontakte zwischen Kleinkindern.

Niederweimar ist seit 1974 der Mittelpunkt der Großgemeinde Weimar mit ihren 12 Ortsteilen. Hier ist auch der Sitz der Gemeindeverwaltung. Die Nähe des Ortes zur Stadt Marburg als Mittelzentrum ist für viele Bauinteressenten lukrativ.

Noch nennenswerte Ereignisse

1955: Erwerb eines Grundstücks für den neuen Sportplatz und seinen Ausbau.

1967: Beginn des Kiesabbaus im Niederfeld durch Privat, wodurch die Voraussetzungen für den heutigen Wassersportbetrieb möglich wurden.

1960: Beginn der Abfallentsorgung und der wirtschaftlichen Verwertung.

1968: Die Kanalisation für den alten Ort wird gebaut.

1969: Bau der kleinen Ortsumgehung.

1971: Die ersten Gemeindezusammenschlüsse fanden unter Bürgermeister Karl Krantz statt. Aus den ehemals drei Gemeinden Allna, Oberweimar und Niederweimar entsteht die neue Gemeinde „Weimar“. Krantz wird für die neue Gemeinde Weimar bestätigt. In den Folgejahren traten weitere Gemeinden der Gemeinde Weimar bei oder wurden durch Gesetz zum 1. Juli 1974 eingegliedert. Die Gemeinde Weimar setzt sich nun aus 12 ehemals selbstständigen Orten zusammen.

1988: Bau des Bürgerhauses

2012: Große Ortsumgehung

Geschichten und Erzählungen

Frau Eitzelmüller geb. 1907, also im 93. Lebensjahr, erzählte mir im Jahr 2000 folgendes in ihrem Dialekt: „Da war so eine alte Ledige im Dorf, die ich noch gekannt hab. Sie hieß, glaube ich Gritt, aber ich weiß es nicht mehr genau. Die hat die Gänse der Dorfbewohner gehütet. Die Gritt hat jede Gans mit dem Namen des Eigentümers gerufen und dabei fürchterlich geschimpft, wenn sie nicht wollten wie sie das vorhatte. Auch der Sauhirt (Schweinehirt) ging mit dem Hund durchs Dorf, und dann ließen die Bauern ihre Schweine aus den Ställen, und der Sauhirt hat sie um das Dorf herum gehütet oder hat sie dort wühlen lassen“. Solche Ereignisse sind erst gut 100 Jahre her. Daran ist zu erkennen, wie sich das Dorf verändert hat.

Das Auto und die Peitsche: Dieses Ereignis erzählte mir einmal mein Vater: „Ich war ca. zehn Jahre alt und musste mit dem Vater und dem Kuhgespann ins Feld fahren. In Höhe des heutigen Raiffeisen-Warenlagers am Hadamshäuser Weg stand die Ackerwalze, die an den Wagen angehängt werden sollte. Die Kühe wurden angehalten. Vater und ich machten uns an das Gerät und hievten es an den Wagen. Während dessen blockierten wir für eine kurze Zeit die Straße. Zur damaligen Zeit (etwa im Jahr 1910) kein großes Problem, denn Autos waren noch sehr selten. Aber gerade jetzt kam ein oben offener Pkw, der an uns vorbei wollte. Der Fahrer fing sofort ungeduldig an zu hupen und beschimpfte uns, weil wir ihm den Weg versperrten. Er fühlte sich in seiner Überheblichkeit absolut im Recht. Was macht mein Vater? Er nahm die Peitsche, ging auf das Fahrzeug los und drosch auf den Fahrzeugführer ein. Es hagelte nur so von Schlägen. Ich hatte Angst, was nun werden würde. Vater ließ nicht locker mit seiner Peitsche. Der Fahrer im ‚Cabrio‘ hatte kaum eine Möglichkeit, sich zu wehren. Also zog er es vor, schnellstens zu wenden und abzuhauen“. Ein solcher Fall würde heute ein gerichtliches Nachspiel haben.

Der Eilzug: In unserem Ort wurde oft davon erzählt, dass der Gutsbesitzer (auf den Namen wird verzichtet) aus Niederweimar mit Studenten eine Wette eingegangen sei, in dem er behauptet habe, dass der Eilzug zwischen Kassel und Frankfurt auch in Niederweimar anhalte. Der Bahnbeamte Heinrich Heuser aus Niederwalgern hat den Vorgang in seinem Tagebuch wie folgt geschildert: „Der Gutsbesitzer hatte in Gießen mit Studenten aus Marburg Skat gespielt. Die Zeit rückte vor und es gab nur noch den Eilzug nach Marburg, um nach Hause zu kommen. Für die Studenten war das der richtige Zug. Sie erklärten dem Bauern, dass er mit nach Marburg fahren könne, und er dann sehen müsse, wie er nach Niederweimar komme. Daraufhin habe der Herr den Studenten erklärt, dass der Zug neuerdings auch in Niederweimar halte. Die Studenten wollten das nicht glauben. Zwischen beiden Parteien, dem Bauer und den Studenten, gab es gegensätzliche Auffassungen, die schließlich in dem Abschluss einer Wette endeten. Es wurde eine Wette in Höhe von 50 Mark abgeschlossen. Alle stiegen in den Zug ein. Die Herren Studenten hatten schon geglaubt, die Wette gewonnen zu haben und waren außer sich vor Freude. Aber es kam anders. Der Bauer hatte kurz vor Niederweimar die Notbremse gezo-

gen und der Zug hielt an. Zugführer und Schaffner seien eiligst ausgestiegen und hätten gerufen: „Wer hat hier die Notbremse gezogen?“. Der Bauer rief: „Ich war das, ich habe eine kranke Frau zu Hause und muss schnell zu ihr“. Darauf habe der Zugführer geantwortet: „Das kostet Sie 20 Mark!“. Der Bauer sagte dann: „Das zahle ich gleich“. Da waren die Studenten doch erschrocken. Sie hatten die Wette verloren, und der schlaue Bauer war um 30 Mark reicher geworden.



Margarete Schmidt (die Gulle) mit Ehemann Rupert und Enkelsohn Konrad im Jahr 1962

Die „Gulle“: Kochschneirisch „Gulle“ (Gote), die mit richtigem Namen Margarete Schmidt hieß, war eine verantwortungsvolle, resolute und selbstsichere zierliche alte Frau, die mir so in guter Erinnerung ist. Als Kind und Jugendlicher ging ich in ihrem Haus „Am Graben“ ein und aus. Ihr Enkel war ein Schulkamerad von mir. Sie hatte nur einen Sohn, der im Krieg gefallen war und der 5 Kinder hinterlassen hat, welche die „Gulle“ großziehen musste. Die Mutter der Kinder hatte eine schwere ansteckende Krankheit und musste daher den direkten Kontakt mit den Kindern meiden. So lag also die gesamte Erziehung der Kinder in den Händen der „Gulle“. Die Enkelkinder sprachen sie so an. Von ihr gäbe es einiges zu erzählen. Ich will mich hier nur auf zwei Geschichten zum Schmunzeln und auf ein trauriges Ereignis beschränken.

In der Gemeindeverwaltung: Als Angestellter der Gemeindeverwaltung Weimar erlebte

ich etwa in den siebziger Jahren folgendes Ereignis mit der „Gulle“. Im Wartezimmer saßen zwei Behördenvertreter mittleren Alters, die einen Termin bei Bürgermeister Krantz hatten. Ich kam gerade aus dem Bürgermeisterzimmer und begrüßte die beiden Besucher, die mir bekannt waren. In diesem Moment erschien die „Gulle“ und fragte in ihrer Art: „Eas der do drian“? Sie meinte den Bürgermeister. Ich sagte: „Ja der ist da drinnen, aber du musst einen Augenblick warten, denn diese Herren haben einen Termin und sind vor dir dran“. Die „Gulle“ richtete sich auf, setzte ihre beiden Hände in die Hüfte, sah die beiden Besucher an und sagte: „Ihr Jonge, ihr müßt emul en Abliack woate, aich ho ke Zeit.“ Die beiden sahen sich an und mussten zusehen, wie die „Gulle“ nun an ihnen vorbeizog zum Bürgermeister, um ihr Anliegen vorzutragen. Als sie aus dem Amtszimmer herauskam, es dauerte nicht lange, sagte sie: „So ihr Jonge, etz seid ihr dro“. Sowohl der Bürgermeister als auch die Behördenvertreter nahmen den Vorgang mit der alten Dame schmunzelnd hin. Was wollten sie auch machen.

In der Gemeindekasse: Für ihr neues Wohnhaus in der Schützenstraße hatte sie einen Erschließungsbeitrag zu entrichten. Es handelte sich um eine größere Summe von einigen tausend Mark. Nicht wie üblich überwies sie den Betrag, sondern sie holte sich das Geld bar von ihrem Bankkonto und zahlte es auch bar in der Gemeindekasse ein. Auf die Frage der Mitarbeiterin, Frau Gerlach, warum sie das Geld nicht überweise, sagte sie: „Aich will sicher sei, des doas Geld bei ach aach richtig okimmt“.

Bei der Kartoffelernte: Der 6. Oktober 1944 war ein herrlicher Herbsttag. Kein Wölkchen war am Himmel zu sehen. Ich habe den Tag als damals 9-jähriger noch in bester Erinnerung. Die Mehrheit der hiesigen Bevölkerung war bei der Kartoffelernte. Wer selbst keinen Acker besaß, half bei den Nachbarn mit und verdiente sich so seine Kartoffeln als Vorrat für den Winter. Plötzlich, gegen 16 Uhr, schien die Hölle aufzureißen. Fliegergeräusche, mächtiges Donnern, Pulvergestank und Rauchsäulen stiegen gegen den Himmel. Der sonnige Herbsttag verwandelte sich in einem Augenblick zur Nacht. Was war geschehen? Feindliche Kampfflugzeuge griffen die Bahnlinie an und damit auch unser Dorf. Die „Gulle“ war bei der Kartoffelernte auf ihrem Acker unterhalb der Bahnlinie gegenüber dem damaligen Bahnhof. Wie üblich, war sie schon vormittags

mit Sack und Pack und mit ihren Enkelkindern losgefahren. Sie besaß eine kleine Landwirtschaft und konnte so zwei Kühe halten, die für den täglichen Milchbedarf zu sorgen hatten und auch Wagen und Pflug ziehen mussten. Die „Gulle“ erzählte: „Wir hatten noch mal zwei Furchen ausgepflügt zum Auflösen. Es war ja ein schöner Tag und da darf es auch mal etwas später werden. Die Kühe waren seitlich am Wagen angebunden. Plötzlich kamen die Flieger. Zunächst beschossen sie den 4-Uhr-Zug, der gerade auf dem Bahnhof anhielt. Es waren etwa 8 bis 10 Flugzeuge, die hier angriffen. Ich sagte zu meinen Kindern: ‚Schnell unter den Wagen, hier haben wir Schutz‘. Falsch gedacht! Ein Flugzeug hatte es auf einmal auf uns abgesehen. Ich konnte den Pilot direkt erkennen, so niedrig flog die Maschine. Es gab Schüsse, und eine Kuh neben dem Wagen brach tot zusammen. Ich war so aufgeregt, denn meine ganze Sorge galt den Kindern. Das Flugzeug behielt ich im Auge. Es drehte eine Schleife, kam wieder auf uns zu und schoss erneut auf uns. ‚Ihr Kinder, legt euch fest auf den Boden‘, habe ich ihnen gesagt. Die Kinder weinten. Jetzt war die zweite Kuh getroffen. Sie war zwar noch nicht tot, musste aber anschließend notgeschlachtet werden. Das gleiche Flugzeug kam wieder auf uns zu. ‚Nichts wie ab hier‘, habe ich zu meinen Kindern gesagt, ‚jetzt sind wir dran‘. Wir liefen schnell in den nahe verlaufenden Suttergraben (Jauchegraben). Die stinkende Brühe, in die wir uns teils reinlegen mussten, störte mich in diesem Moment nicht. Es ging rein um das Überleben. Das Flugzeug hatte uns wieder im Visier und schoss auf uns ein. Diesesmal traf es den Wagen, der sehr stark beschädigt wurde. Meine Geistesgegenwart, zu fliehen, hat mir und vor allen Dingen meinen Enkelkindern das Leben gerettet“. Ich sehe noch heute den beschädigten Wagen später auf unserem Hof stehen, denn mein Großvater war Stellmacher, der diesen wieder instand setzte. Der Leser dieses Berichtes möge sich selbst ein Urteil über das barbarische Verhalten des Piloten machen. Anmerkung: Bei diesem Fliegerangriff verloren sieben Personen aus unserem Ort ihr Leben, fünf davon auch bei der Kartoffelernte.

Das Gebet: Er war eine allseits beliebte Persönlichkeit im Dorf. Nennen wir ihn Konrad. Für Streitigkeiten hatte er kein Verständnis, aber zu Späßen war er immer bereit. Und wenn der Konrad in der Geselligkeit anwesend war, gab es stets etwas zu lachen. So muss es

auch in der Familie zu Hause gewesen sein. Mir erzählte seine Tochter eines Tages bei einem Besuch folgendes Ereignis: „Es war Sonntag, und wir Kinder saßen mit dem Vater schon bei Tisch und warteten auf das Mittagessen. Die Mutter stand noch beim Herd. Plötzlich sagte der Vater: ‚Ihr Kinn, mir winn schut bire‘ (wir wollen schon beten). Die Mutter schaute sich um und war von dem Vorschlag des Vaters ganz angetan. Ein Erstaunen kam bei ihr zum Ausdruck, denn mit dem Beten nahm es der Vater sonst nicht so genau. Alle falteten die Hände, und der Vater begann mit dem Gebet folgenden Inhalts: ‚Lieber Gott mach zu, denk was mir für nen Hounger hu‘ (Hunger haben). Mit diesem Gebet war die Mutter, die christlich eingestellt war, nun überhaupt nicht einverstanden. Sie drückte ihren Unmut darüber aus und schimpfte den Vater über diese Gotteslästerung. Sie nahm dann selbst das Dankgebet vor.

Der Bohnenkaffee: Ich fragte den Konrad einmal: ‚Was sagt denn deine Frau, wenn du einmal von einer Festlichkeit oder einem sonstigen feierlichen Ereignis zu spät nach Hause kommst?‘ Konrad: ‚Ich begeben mich leise in die Küche und koche einen guten Bohnenkaffee. Mache dann die Schlafzimmertür auf, so dass der Kaffeegeruch in das Schlafzimmer zieht, und schon wird aus dem erwarteten Gemerjil (Geschimpfe) eine gut gelaunte Ehefrau‘. Sie war dafür bekannt, dass sie gerne Bohnenkaffe trank.

Die Kartenspieler (Doppelkopf): Nach den Erzählungen meines Vaters hatte sich in der Gastwirtschaft Kuhl, später Bruder, folgendes Ereignis zugetragen: „Wir Burschen saßen in der Gastwirtschaft und sahen den Kartenspielern zu. Es war in den zwanziger Jahren, und es waren ältere Herren, die in unserem Dorf allseits bekannt waren. Die meisten von ihnen waren Raucher. Zu dieser Zeit pflegte man Pfeifen mit langen Stielen zu benutzen, die beim Sitzen neben dem Stuhl auf dem Fußboden standen. Plötzlich, jedoch wohl aus Versehen, spuckte der Hann dem Adam in die auf dem Boden stehende, Pfeife. Wie das aussah, konnte man sich vorstellen. Bei den anderen Mitspielern kam Schadenfreude auf, die in einem Gelächter endete. Dem Adam als Betroffenen ging die Sache allerdings zu weit. Er empfand das Spucken in seine Pfeife als Anmaßung. Bei ihm erwuchs eine große Empörung, die beinahe in Handgreiflichkeiten ausartete. Mächtige Beschimpfungen folgten und das Kartenspielen war vorerst zu Ende. Nach

einer Weile, als sich der Sturm gelegt hatte, vertrug man sich wieder, denn schließlich waren alle begeisterte und eifrige Kartenspieler“. Anmerkung: In der damaligen Zeit war es üblich, die Fußböden in Küchen und anderen Arbeitsräumen mit Sand zu bestreuen. Die Leute spuckten auf den Sand. Nach heutigem Ermessen eine ekelhafte Gewohnheit.

Das Tintenglas: Mein Großvater und Pate hatte sich über eine Behörde geärgert. Er fuhr mit dem Zug nach Marburg, um dort, wie er vorhatte, mal richtig aufzuräumen. Im Streit mit dem Beamten habe er aus Wut das auf dem Schreibtisch stehende Tintenglas genommen und die Tinte über Schreibtisch und auf die darauf liegenden Papiere geschüttet. Schnell seien weitere Mitarbeiter der Behörde hinzugekommen, hätten den Großvater überwältigt und vor die Tür gearbeitet. Der Vorgang hatte kein Nachspiel, so meine Mutter.

Die Maus: Ein Herr, wohnhaft in der Nachbarschaft, nennen wir ihn Heiner. Heiner verstand es, eine Gesellschaft mit Späßen oder Gedichten zu unterhalten. Und so wurde er auch oft zu Feierlichkeiten eingeladen. Zu einer Hochzeit hatte er sich wieder mal folgenden Spaß ausgedacht. Er hatte ein Maus gefangen, sie mit einem Geschirr versehen und ein Wägelchen aus einer Streichholzschachtel angefertigt. Alles hat funktioniert, die Maus tat ihren Dienst. Aber wohin mit der Maus und dem Wägelchen bis zur Hochzeit. Er brachte das „Gespann“ in den Waschkessel, damit sie nicht abhauen konnte. Alles war gut, die Hochzeitsgäste waren gesättigt und nun sollte das „Fuhrwerk“ der Hochzeitsgesellschaft vorgestellt werden. Alle waren gespannt, was da wohl gebracht wird. Aber die Geschichte hat ein trauriges Ende, denn die Maus war mit ihrem Gespann im Kessel erfroren. Schade, die Freude war dahin.

Der Gaul: Heinrich Eidam, geb. im Jahr 1909, Großvater unseres heutigen Bürgermeisters Peter Eidam, erzählte mir im Jahr 2000 folgende spaßige Geschichte: „Beim Rückzug der deutschen Truppen im Jahr 1918, es war ein großes Durcheinander auf den Straßen, hielten die Soldaten ihre Pferdegespanne einfach an, spannten die Gäule aus und ließen sie frei ins Feld laufen. Die Soldaten liefen zu Fuß davon. Die Bauern fingen sich Gäule für ihre Betriebe. Auch der Spatzenhannes (Spitzname eines Nachbarn) griff sich einen Gaul und nahm ihn mit nach Hause. Aber was wollte er damit? Er hatte doch keine Verwendung und auch keinen Stall dafür. Also führte er den

Gaul in seinen zwei Stufen tiefer liegenden Keller. So weit so gut. Aber er brachte das Tier nicht wieder heraus. Jedes mal wenn der Gaul beim Herausführen mit dem Kopf gegen die Decke stieß, hievte er wieder zurück. Es war nichts zu machen. Auch unter der Mithilfe von Nachbarn, mein Großvater stak auch dazwischen, ging der Gaul keinen Schritt voran. Wir Jungen hatten einen großen Spaß an der Geschichte. Was haben die alten Herren gemacht? Sie haben den Gaul im Keller erschossen und haben daraus Wurst gemacht. Ich kann dir

sagen Hans, die Wurst war so hart, da hätte man einen mit totschiagen können“ (ein Ausdruck, der nicht so gemeint war, aber doch bei den Alten im Dorf gebraucht wurde). Herr Eidam hat mir viele Ereignisse aus seinem Leben erzählt, die ich in der Zeitschrift Heimatwelt Nr.43 im Jahr 2008 veröffentlicht habe.

Hiermit schließe ich meine Aufzeichnungen, die ich im Wesentlichen bei dem Dorfspaziergang erzählt habe.

Margarete Etzelmüller erzählt

von Hans Schneider

Nach vorheriger Absprache war ich am 9. Februar 2000 zu Besuch bei Frau Etzelmüller. Ich saß ihr in ihrer Wohnung gegenüber, und sie erzählte mir aus ihrem Leben. Ich hatte ihr vorher gesagt, dass ich für den Geschichtsverein das Leben und Wirken älterer Menschen aus früheren Zeiten aufschreibe, das den nachkommenden Generationen erhalten bleiben soll. Frau Etzelmüller wurde im Jahr 1907 geboren. Sie war eine Schulkameradin von meiner Mutter. Sie ist im Jahr 2001 verstorben. Frau Etzelmüller konnte sich noch gut an viele Ereignisse aus ihrer Kind- und Jugendzeit erinnern. Sie war mit Johannes Etzelmüller verheiratet, aus deren Ehe Sohn Hans geboren wurde. Ihr Ehemann verstarb im Jahr 1957 mit 57 Jahren, und auch ihren Sohn verlor sie mit 48 Jahren, im Jahre 1975. So lebte sie nun über 26 Jahre lang alleine mit ihrer Schwiegertochter Erika in ihrem Anwesen Ringweg 2.

Das gesamte Gespräch bestand überwiegend aus Fragen und Antworten in unserer hessischen Mundart. Zum besseren Verstehen habe ich die hochdeutsche Schreibweise teilweise angewandt oder erklärt. Auch habe ich Sätze in der Fassung gelassen, so wie es Frau Etzelmüller wörtlich erzählt hat.

Frau Etzelmüller, wann seid Ihr in die Schule gekommen?

Jo, aich sei iän 13 in die Schoul komme, iän in 13 woar die nawe (neue Schule) ach gebaut. Aich sei nur ee kuze Zeit in die ale Schoul gegange, ian da kume mir in die nawe Schoul. Bu du gesaesse hoast de ganze Juhn, doas woar

dr Schoülsoal (sie meinte mich als Angestellter der Gemeinde in meinem Büro, dem frühern Schulsaal).



Margarete Etzelmüller im 93. Lebensjahr vor ihrem Gartenzaun im Jahr 2000. Ein Jahr später ist sie verstorben.

In dem Soal woun die ganze Kinn drin vo alle Juhrgänge. Dr ale Hucke (Schullehrer) hat se

also all beineh ien ejer Klass. Manchmual gabs ach Urfeije, wann mr nit gehorchte (alle Schuljahrgänge waren in einem Klassenzimmer).

Frau Etzelmüller, bei der alten Schule gab es doch keinen Spielplatz, wo haben sich die Kinder in den Pausen aufgehalten?

Eijo, do, wu dr Bäcker sei Scheuer weil hot, do stanne e poar Torngeräte ean do spielte die Kinn. Es woan jo ach nit viel domoals. (Da wo jetzt die Scheune der Bäckerei steht, da waren ein Paar Turngeräte und da spielten die Kinder)

War das nicht gefährlich, immer über die Straße zu laufen?

Do kume nit viel Autos, wer hat do schut ees. Dr Villapeter, der aale Grebe, der hats eschte Auto im Dorf (ich merke an, dass die Kinder des Jahrgangs 1907 noch in der alten Schule von 1864 im Jahr 1913 aufgenommen wurden, und sie dann in das neue Schulgebäude von 1913 umgezogen sind).

Frau Etzelmüller erzählte mir einige Tage später, dass sie bei unserem Gespräch etwas Wichtiges vergessen hätte, das ich noch nachtragen sollte.

Es woar ee gruüßes Ereignis wäj mir in die nawe Schoul kume, do stann nemlich die ale Brourerhannese (Dorfname) Fra ian hat ee gruüßes Debbe mit Fläschwöschterche ian em Korb met Waick. Ian jedes Kiand kriecht ean Waick ian ee Wöschterche. Doas woar doumuals woas ganz besonderes. Doas vergeass äich nit.



Jedes Schulkind erhielt von der alten Dame eine Fleischwurst mit Brötchen, das für sie damals etwas Besonderes war. Handzeichnung von mir nach den Erzählungen von Frau Etzelmüller.

Wie habt Ihr den ersten Weltkrieg in Erinnerung?

Die Mensche of eäm Feäld (Äcker) sprouche dovo, wäi dr Krigg iän 14 ausbroch. Om Bourjemesteramt woar e bes che woas dovo ogeschlo. Mir wuhte do off dr Eisebo. Do hu äich immer geseh, wej die Zieg mit Kriggszeug

okume (die Menschen auf den Äckern sprachen vom Krieg. Am öffentlichen Aushang beim Bürgermeisteramt war die Mobilmachung bekannt gegeben. Wir wohnten im Bahnhof und ich sah die Züge mit Kriegsmaterial).

Wo war das, wo ihr gewohnt habt?

Ei off dr Huahneborg, do wu awail die Struass drewer gitt, jo, do wuhte mir iam Bohhaus, do sei mir in 14 hiegezore (ihre Familie wohnte im Bahnhof wo jetzt die Straße drüber geht).

Johannes Matthäi war doch Euer Vater? Jo! Er saß oft bei meinem Vater und erzählte aus früheren Zeiten. Da habe ich immer zugehört. Ich erinnere mich, dass er vom Bau der Eisenbahn erzählte. Aber das kann er ja nicht selbst erlebt haben, denn er war im Jahr 1870 geboren, da waren die Gleise schon fertig. Er hat die Informationen sicherlich von den Eltern oder sonstigen älteren Leuten erfahren. Auch habe ich in Erinnerung, wie er vom alten Moatte-Mann erzählte, dass der auf dem Acker tot umgefallen sei, und dass die Angehörigen den Toten auf den Wagen geladen und ihn mit Stroh zugedeckt haben und so heimgefahren sind.

Doas wäss äich nit, doas hot mir mein Voatter nit verzualt.

Ich erinnere mich an die Erzählungen meiner Mutter, dass bei dem Rückzug der deutschen Soldaten in 1918 einige Pferde hier zu Tode kamen, die dann in der Lehmkauf, heute am Ende der Wilhelm-Gerlach-Straße, vergraben worden sind. Jahre danach konnte man die Hufe noch aus dem Boden ragen sehen.

Jo, das stimmt. Do woan viel Leu, dej moachte vo den geschloachtete Gäul Wouscht. Natürlich nur vo den Gäul, de noch gesund won ian ach noch geliebte harre.

Wie war das mit dem Schweinehirt und der Gänsefrau?

Das woar so e aale Leriche, de woar immer in Juste (Dorfname) in häiss Gritt - nee Gritt häisse nit - äich wäs naut mie, wej dej häiß. De ging mem Easse immer dr Reih rim. De ass jeden Dog bei em aner Bauer. De houit immer die Geis, iän da schempt se dobei immer: Ihr Missgebieter, äin da nat se se met Nome wann se sej heure diere. De schwast dr ganze Dog met dr Gäis. Dr Sauhirt woar em Botterännche sein Voatter ower sein Mann, doas wäss äich nit mie. Der ging mem Hond dorchs Dorf, iän da läise die Bauern die Sau raus iän der dout se hoire (hüten). Ds Botterännche eas jo in 44 vo dr Fliegerogriaff häi im

Bahnhub imkomme (Frau Etzelmüller sprach von der Gänsehüterin und vom Schweinehirt, die die Gänse und Schweine gehütet haben. Die Gänsefrau sei reihum zum Mittagessen bei die Bauern gegangen, und dass das Botterännche beim Fliegerangriff 1944 ums Leben gekommen sei. Das waren ja kleine Verdienste für den Sauhirt und die Gänsehirtin!).

Na, na, doas kannst de gläwe.

Wo gingen denn die beiden mit den Gänsen und Schweinen hin?

Eijo, de mochte so ims Dorf rim eän on Weiberg ian dierte se hoire ower läise se se do woin. Ds Dorf waor do noch klee..

Frau Etzelmüller, habt Ihr noch den Brothas (einen hiesigen Bettler) gekannt?

Ne, den hu äich naut mi gekaat. Do hu se immer geseat, des der du gewuht hot, wu weil des Hoalles Diene wuht (Haddamshäuser Weg 4). Do soll so e ales Ställche, ower e Scheuer, ower so e Hett gestanne hu, iän do hot der drin gewuht. Der hout immer Feuer gelägt, da hout iem Dorf oft gebrad.

Meine Mutter hat mir gesagt, dass sie den Brothas als verwehrloste Person als Kind noch gekannt habe. Frau Etzelmüller: Aich nit!

Bei Herrn (Dorfname) im Lindenweg, Ecke Altes Dorf, hat ein altes baufälliges Gemeindehaus gestanden.

Jo, do hot ds Botterännche gewuht. Doas hat drei Kein, ian de hauste ian dem aale Häusche. Ds Botterännche stammt aus Bottenhorn.

War das auch ein Backhaus oder nur ein Wohnhaus?

Doas woar nur e Haus. Wej se doas obreisse wollte, do kum so en Herr vo Marbourg, vom Bauamt glabt mein Voatter, do huse escht Stee bis o doas Haus gelägt, weil se sonst weje dem Schlamm nit dobei gie konnte. Do sei se die Trepp noff gegange iän do hät ds Botterännche of em Desch geseasse iän hät gestruht. Iän do hät der Mann gesät: ‚Na, liebe Frau, wie lebt es sich denn hier?‘ ‚Ach‘ häts Botterännche gesaet, ‚häi liäbt sichs goud.‘ Do stann so e Prutsch (Bett), doas woan ke richtige Better, do hoat doas droff gehaust (gelebt). Wej doas Haus abgerisse es won, doas wäss äich noch. Doas Grundsteck krichte do Herrn (Dorfname). Ob ses gekaft hu vo dr Gemeee wäss äich nit. Jedenfalls hu Herrn vo dem Grundsteck en Goatte draus gemocht.

Ich merke an: Das Grundstück wurde an den Nachbarn verkauft, und der Erlös von 2000 Mark diente als Grundstock für das neue Gemeindehaus, heute Huteweg 2.

Frau Etzelmüller, könnt ihr euch noch an den unbebauten Weinberg erinnern? Meine Mutter hat oft davon gesprochen, dass da die „Wandervögel“ oft Station gemacht hätten. Sie hätten immer so schöne Lieder gesungen.

Jo, dej Wandervuijil de kume immer. Mir Kinn sprange da do hi iän hu metgesonge iän hu so de schiene Lierer gelärnt (wir sind hingegangen und haben mitgesungen und die Lieder gelernt).

Was waren das für Leute, waren das Jugendliche oder auch sonstige Wandersleute und woher kamen sie?

Dej harre ke Waan. Doas won ach ke Zijeuner. Dej kume so gegange iän so ginge se ach wirre fott. De mochte Spiele iän mir Kinn woarn debei. Bu dej schläife, doas wäss äich nit. Dej hu sich e puar Do hej offgahale ian sei da wirre fot gegange.

Mir hat der Hecks Hannes einmal erzählt, dass bei einer Treibjagd hier in Niederweimar die meisten Hasen am Weinberg geschossen wurden. Es sollen immer über 100 Stück gewesen sein.

Jo, doas stimmt, doas hu se immer verzult. Aich wäss doas ach noch. Da woan dej Treiwer, dej die Hoase aoffjaede, ian dej kriechte dofier e goures Easse ian ach Schnaps.

Mein Nachbar, der alte Herr Grebe, hat zu mir gesagt, dass bei unserem Haus (Herborner Str. 48) das Dorf zu Ende gewesen sei. Hier habe auch das Ortsschild gestanden. Er hatte dieses lange aufbewahrt. Es war aus Holz mit der Inschrift „Niederweimar“. Ich kenne das Schild als Kind noch.

Jo, Wirts Konche (Konr. Müller, Herborner Str. 23) woar des eschte Haus, woas do henne gebaut won is. Die Villa is, gläw aich, in 24 gebaut. Die aaner Häuser woan sperer gebaut. Äich wäss ower, wej de Bombe fäile, do stanne schut viele Häuser. Ach woan viele beschoasene Häuser kaputt. Mir hu ien 50 gebaut. Wäi die Bombe fäile, harre mir nur dr Bauplatz. Mir wollde ofange ze baue, in do kum dr Krigg (sie sagte, dass sie noch wisse, als das erste Wohnhaus Richtung Marburg von Konrad Müller gebaut worden ist. Andere Häuser seien später errichtet worden. Sie kann sich noch gut an die Fliegerangriffe auf die Bahn und auch auf das Dorf erinnern).

Mein Pate, Braumesdisch Hannes, der hat mir erzählt, dass etwa in den Jahren 1888/89 bei einem großen Feuer das halbe Dorf abgebrannt sei. Er habe im Konfirmandenunterricht Pfarrer Heldmann hierüber berichten müssen.

Jo, vo dem Braat hot mei Mutter iän mei Voatter ach immer verzuahlt.

Mein Vater hat mir berichtet, dass Hormels Haus (heute Ammenhäuser) gebrannt habe.

Jo, doas wäss aich noch. Do hu se verzuahlt, däss se Hoing gekocht harre iän do kloppt enner bei ois om Fienster in seat, dess es do brennt.

Mein Vater erzählt, dass Retter das Porzellan zum Fenster heraus geworfen haben und an die im Bett liegende kranke Oma habe kein Mensch gedacht.

Jo, doas wäss äich noch. De Oma huse noch sneall noch Rupperts geträet. Sej hatts iwerleabt. So woar es domuals.

Ich fragte nach der damaligen Schulzeit. Damals gingen auch die Gisselberger Kinder hier in Niederweimar zur Schule. Bei schlechtem Wetter trafen sie sich in unserem Haus, um sich aufzuwärmen. Das sagte mir meine Mutter. Oft habe ihre Mutter geschimpft, wenn sie mit so dreckigen Schuhen ankamen.

Jo, doas war so! Do woan die Struosse noch nit so wej aweil ausgebaut iän do goabs viel Dreack. Wann äich deinke, woas mir fir Schoulzeug harre gejeüwer, woas de Kinn hau alles hu. Mir harre en Schiwwerstee (Schieferstein), Leasebuch, Reoalienbuch, iän e Reachelbuch, doas woan oise ganze Bicher. Doas harre mir ocht Jahr. Mir harre blus en Lieher

fir alle ocht Juhrgäng. Der Liehrer hot immer gesäet, wer doas ‚ee mual ees‘ richtig kann, der kann ach reacheln. Do ginge ach ke Kinn nach Moarbourg off die hiejere Schoul. Dej bleawe all häj. Dej lernte e Handwerk ouwer woan bei dr Bauern. Wann äich doas hau seh, dej jonge Weiwer gie all of e Büro iän verdien sich woas. Froijer gobs de Möglichkät nit. Do konnt mer sich nur bei den Bauern was verdien, in doas woar nit viel. Aich hu oisen emual verzuahlt, des aich viel bei dr Dreschmoschin geholve hu. Da krichte mer dr morjet im fünf geruffe, iän da gings bes dr owet siaewe, iän dofier krigste drei bis väjer Moark dr Dog. Fir so e dreckiche Oarweit. Aich sei nit viel fotgange, weil mei Motter starb wej aich konfirmiert sei woan. Do musst eich dr hem bleiwe in firn Haushalt sorje. Aich woar e Juhr in Moarbourg im Haushalt iän e Juhr bei Schleiche. De schwiere Oarweit. Dr mourjet fälste aus em Bett iän da gings escht ien Koistall iän do woar gemiäst. Iän dr Landwirtschaft won viel Leu domuls beschäftigt. Es kume ach viel vo ausserhalb.

Anmerkung: Im neuen Schulgebäude von 1913 waren zwei Klassenräume und auch von Anfang an zwei Lehrer angestellt. Frau Etmüller sprach von einem Schulraum, in dem alle Klassen zusammen unterrichtet worden seien. Das betraf nur das alte Schulhaus.

Liebeswerben auf dem Land

von Michael Endter

Zu den festen Bräuchen, die noch in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die Beziehungen der Menschen in einem Dorf in Oberhessen wie anderswo prägten, gehörte das Liebeswerben, das unter jungen Leuten einer festeren Verbindung vorausging, die schließlich in eine Ehe münden sollte. In der damaligen Tradition findet sich eine Vielzahl von Regeln, ja Zwängen, denen dieses Werben unterworfen war. Glücklicherweise fanden die Jugendlichen und jungen Erwachsenen oft Mittel und Wege, diesen Zwängen zu entgehen und in einer Weise, wie sie selbst es wollten, zueinander zu finden. Die Bräuche und Rituale, die das voreheliche Zusammenkommen

bestimmten, sind gänzlich untergegangen. Stattdessen findet man heute in großer Freiheit zueinander, verbindet und trennt sich, wie man es eben will und verantworten mag. Wenn in Gesprächen ältere Mitbürger, die diese Zeit in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts noch erlebt haben, den Schwund dieser Regeln zuweilen bedauern mögen, so mag ihnen da auch die (alles vergoldende) Erinnerung einen Streich spielen. Fragt man nach Details aus ihrem eigenen Erleben, so blättert das Gold rasch ab. Auch schon damals hätte man lieber selbstbestimmt und ohne Zwänge durch Elternhaus, Pfarrer, die Dorfgemeinde und sogar die Gleichaltrigen agiert und entschieden, ging

es doch um die eigene Zukunft. Trotzdem ist es interessant, oft amüsant, im Gespräch den Erinnerungen zu lauschen und sich in eine Welt zu versetzen, in der es viel mehr Regeln, auch Sicherheiten, gab. In der man nach Vorgaben leben musste, die andere aufstellten, in der guten alten Zeit, die so gut denn doch nicht war. Wie konnten die Jugendlichen in schicklicher Weise mögliche Partnerinnen kennenlernen oder Kindheits- und Schulbekanntschaften vertiefen? Man darf getrost die Vielzahl an heutigen Gelegenheiten vergessen. Aber auch vor 60 oder 80 Jahren kamen die Jungen und Mädchen zusammen. Die Liebe und das Begehren fanden immer einen Weg. Da gab es – selten – Tanzabende, in ‚Schusters‘ Saal in Niederweimar, dem heutigen Edeka-Markt, auf der Ochsenburg oder dem Waldschlösschen in Argenstein. Nicht jedes Mädchen ließen die Eltern dorthin ziehen. Weniger Einwände konnten sie jedoch gegen ein Engagement im Kirchenchor haben, dem Gesangverein mit jährlichem Sängerfest und dem Besuch von Nachbar-Chören. Auch der sonntägliche Besuch des Fußballplatzes – natürlich aus rein sportlichem Interesse – war oft möglich. Gänzlich der elterlichen Kontrolle entzogen war die – damals übliche - Fahrt mit der Eisenbahn zur Arbeitsstelle nach Marburg, der Nach-Hause-Weg ließ sich zuweilen unauffällig verlängern. Auch für die Burschen ergaben sich bei diesen Begegnungen praktische Probleme. Ein damals Beteiligter rechnet vor: Wir hatten 6 DM Lehrgeld pro Woche. Im Waldschlösschen kostete es 1 DM Eintritt und 1 DM Tanzgeld für die Kapelle. Forderte man ein Mädchen zum Tanzen auf, hatte dieses oft keine Tanzkarte. Das war die dritte Mark, damit war der halbe Wochenlohn dahin. Ohne einen Schluck getrunken zu haben! Und natürlich mussten alle Wege zu Fuß zurückgelegt werden, an Fahrräder, gar an Autos war nicht zu denken. Lebhaft erinnern sich alle zu diesem Thema Befragten an die jährlichen Versteigerungen der Mädchen auf den Dörfern. Am 3. Pfingstfeiertag wurde zunächst der Maibaum, den man in manchen Dörfern auch heute noch auf findet, verlost. Der mehr oder weniger glückliche Gewinner konnte dann, wenn eine Amtsperson, vorzugsweise der Bürgermeister, das Los gezogen hatte, mit dem Baum ‚abziehen‘. Anschließend wurden die Mädchen – in Abwesenheit der Betroffenen – versteigert. Durchaus konnte man durch das Bieten ein Interesse an einer bestimmten Person zeigen. Oft wurden die Preise durch Konkurrenten oder Freunde,

die sich einen Spaß machen wollten, in beachtliche Höhen getrieben. Da war es für den Sieger nur ein kleiner Trost, dass der Gewinn in die Kasse der Burschenschaft floss. Übrigens ergaben sich aus der erfolgreichen Ersteigerung keinerlei Verfügungsrechte über den Gewinn, also das jeweilige Mädchen. Es war üblich, dass man sie nach Hause begleiten durfte, bis zur Haustür. Später am Abend kamen nämlich die Mädchen durchaus hinzu. Eine Liste mit den Namen der Gewinner, ihrem eingesetzten Geldbetrag und natürlich dem Namen des jeweiligen Mädchens wurde anschließend ausgehängt und verständlicherweise aufmerksam studiert. Die Frage, für welches Mädchen wie viel Geld investiert wurde, beeinflusste dann für eine ganze Weile deren Wertschätzung. Jedoch musste ein Mädchen, das auf seinen Ruf hielt, darauf achten, dass ihm nicht mehrere Beziehungen nachgesagt werden konnten, weil es sonst leicht in Verruf kam, für bestimmte Partien abgeschrieben war. Diese Ungleichheit der Bewertung des Verhaltens zwischen den Geschlechtern findet sich ja teilweise bis heute.

Kam der Verdacht auf, dass zwei sich mehr als üblich füreinander interessierten, gar schon ein Paar geworden waren, so fanden sich zuweilen geheimnisvolle Zeichen, es wurden zwischen den Höfen oder Häusern der beiden mit Sägemehl Pfädchen gestreut. Damit war dann die (unterstellte) Verbindung zwischen den beiden öffentlich gemacht. Spätestens zu diesem Zeitpunkt schalteten sich die Eltern ein. Denn – so einfach war es nicht, dass sich da zwei aus romantischen Gründen verbinden wollten. Kam einer oder gar beide von einem Bauernhof, wurde auf den ‚finanziellen Hintergrund‘ geschaut. Besitz zu Besitz, war die Parole. Und es wurde sehr genau hingesehen. Zwei Pferde passen nicht zu vier, ist in einem Fall als Ausspruch überliefert. Es konnte sich um einen ‚zweiten Sohn‘ handeln, der alles daran setzen musste, anderswo ‚einzuheiraten‘. Denn den eigenen Hof bekam der erste... War der zweite Sohn tüchtig und brachte etwas mit, konnte man über den Fall reden. Bei Nichtgefallen verlief die Vorstellung in der Familie der Auserwählten eher kühl. Aus dem Ebsdorfer Grund ist dazu der aparte Brauch überliefert, dass dem weniger willkommenen Bewerber von seinen Gastgebern schwarze Wurst, also Blut- oder Leberwurst vorgesetzt wurde, demjenigen aber, der sich willkommen fühlen sollte, als Zeichen der Wertschätzung rote Wurst. In Niederweimar wird noch heute schmun-

zeln erzählt, dass – zumindest in einem Fall – im bäuerlich geprägten Alten Dorf die Eheanbahnung so weit getrieben wurde, dass durch die eifrigen Eltern (darf man vermuten, dass es vorrangig die Mütter waren?) ein Paar bereits bei der Geburt füreinander vergeben wurde. Anscheinend stimmte da bei der Betrachtung des Besitzes alles. Allerdings – als es so weit war, fanden die beiden doch nicht zueinander. Dieses Regelwerk der Eheanbahnung wurde spätestens mit dem Zweiten Weltkrieg erschüttert. Mit den Strömen der Flüchtlinge, die auf die einzelnen Dörfer verteilt werden mussten, entstanden ganz andere Probleme, die mit den Begriffen der Alt- und Neubürger sehr freundlich umschrieben sind. Auf einmal gab es neue Abgrenzungen, oft für lange Zeit deutliche Ablehnung der Zugereisten, mit deren unverschuldeter Not man nicht mehr als unbedingt nötig umgehen wollte. Es gab auf der anderen Seite aber eine spürbare Durchmischung der dörflichen Überlieferungen, auf einmal waren nicht mehr alle katholisch oder evangelisch, wie von alters her, auf einmal waren die bäuerlich-agrarischen Strukturen nicht mehr bestimmend, sondern es kamen Arbeiter, auch scheinbar festgefügte politische Orientierungen und Mehrheitsmeinungen veränderten sich. All dies brachte auch neue Freiheiten im Umgang mit sich, es wurden andere Beziehungen mög-

lich, die Dörfer öffneten sich den neuen Bewohnern und nach außen. Auch das Anknüpfen neuer Beziehungen unter den Jugendlichen fand neue Wege. Zum Schluss kann noch von einem bemerkenswerten Akt menschlicher Größe im Zusammenhang mit heimlicher Liebe in Zeiten des Krieges berichtet werden. Er findet sich in der Festschrift „750 Jahre Cyriaxweimar“ der Marburger Stadtschriften von 2008: Im Jahr 1942 hatte die Tochter eines Landwirtes eine heimliche Beziehung mit einem polnischen Zwangsarbeiter. Die jungen Leute liebten sich, aus der Liebe ging eine Schwangerschaft hervor. Da Fraternisierung unter den Nazis als schweres Verbrechen behandelt wurde, hätte das Bekanntwerden dieses Verhältnisses für die Mutter wahrscheinlich die Einweisung in ein KZ und für den Vater den sicheren Tod bedeutet. „Die Behörden ermittelten. In einem bewundernswerten Akt der Solidarität erklärte sich ein Mann aus Cyriaxweimar zum Vater. Alle hielten dicht. Von einer verhörten Freundin der Mutter bekamen die Ermittler zur Antwort: ‘Ich bin nicht dabei gewesen‘.“ Dies Liebespaar hat nach dem Krieg geheiratet und ist in die USA ausgewandert. Und heute? Wie steht es heute mit der Anbahnung der Liebe auf dem Land? Am besten – Sie fragen Ihre Kinder oder Enkel.



Kleine Mitteilungen

Der Kastenmeister. Ein Kastenmeister verwaltete in den früheren Kirchengemeinden den „Gotteskasten“. Den soll es wirklich gegeben haben, es war seit dem Mittelalter ein Behältnis zur Aufbewahrung des Geldes einer Kirchengemeinde. Heute würde es eine Geldkassette sein. In dem Kasten wurden die Rechnungen, Quittungen, Gutscheine und natürlich das Geld der Kirchengemeinde eingeschlossen. Er stand unter der Obhut des Kastenmeisters. Er war zuständig für die Kassenführung und musste das Geld, welches die Bürger dem „Kasten“, also der Kirche, schuldig waren eintreiben. Es konnte für ihn auch gefährlich werden, denn er war verantwortlich für den Kasten mit Inhalt. So gibt es auch Erzählungen, dass Räuber oder Soldatengesindel den „Gotteskasten“ plünderten. Auch wurde der „Opferstock“ in der Kirche „Gotteskasten“ genannt (in der Übersetzung Luthers). Doch die Kirchengemeinden fanden immer wieder Männer, die das Amt zu übernehmen bereit waren, denn es war mit hohem Ansehen in der Gemeinde verbunden. So hat der heutige „Kastenmeister“, wie er immer noch bezeichnet wird, mit dem so genannten „Gotteskasten“ nichts mehr zu tun. Er sammelt heute nur noch die Spenden und Kollekten aus den Gottesdiensten, trägt sie in das Kollektbuch ein und überweist das Geld auf das Konto der Kirchengemeinde an das Rentamt, heute Kirchenkreisamt. Seit dem 15.11.1946 gab es die Kirchliche Zentralkasse in Marburg, sie war jetzt zuständig für die Geldangelegenheiten der Kirchengemeinden. Seit 1959 gab es das Kirchliche Rentamt Marburg und seit dem 18.5.2006 das „Kirchenkreisamt“ Marburg, es stellt auch die Haushaltspläne der Kirchengemeinden (nach Absprache mit den Gemeinden) auf und verwaltet das Vermögen der Gemeinden.

Otto Weimar

Der Brothas, ein Bettler. Nur wenige Alteingesessene aus unserem Dorf Niederweimar werden von dem „Brothas“, mit Namen Heinrich Junck, schon einmal etwas gehört zu haben. Er war eine gefürchtete Person. Er war für das Zündeln bekannt. Wurde er einmal gesichtet, waren auch Brände im Dorf oder im Feld zu beklagen. Er hinterließ dann an einem Gebäude oder einem Arbeitsgerät im Feld eine Nachricht, dass er der Brandstifter gewesen sei. Die Dorfschaft wurde jedes Mal in Angst und Schrecken versetzt. Sie machte sich Sorgen, wer wohl als nächstes mit seinen Gebäuden dran sein wird. Sie taten sich zusammen und beschlossen, eine Feuerwache (Nachtwache) aufzustellen. Wurde Junck mal wieder gesehen, ging dieses wie ein Lauffeuer durch den Ort, und die Feuerwache trat in Aktion. Die Feuerwache bestand jeweils aus zwei männlichen Personen, die mit Schlagstöcken bewaffnet waren und in der Nacht im Dorf umher gingen. Die Leute für die Feuerwache wurden für das ganze Jahr eingeteilt, mit festem Plan für jede Woche; jeder wusste, wann er Wache halten musste. Natürlich nur, wenn der Brothas mal wieder gesichtet wurde. Der Zeitzeuge Konrad Schneider erzählte: „Bei einem der wohl letzten Besuche des Brothas in Niederweimar um die Jahre 1920/25 habe Junck im Schrankenwärterhäuschen in Gisselberg zu Anton Zimmermann, mit Dorfnamen Waasch Doinges, wohnhaft Haddamshäuser Weg 4, gesagt: ‚Aich wäs nit, was doas bedeure soll, in Weimer do lafe die ganze Nocht Leu met Knebbil (Knüppel) im Dorf rimm‘. Herr Zimmermann habe ihm geantwortet: ‚Du Schinnuas, die machen das wegen dir, damit das ganze Dorf nicht abbrennt‘. Seit dem sei er nicht mehr

gesichtet worden. Sicherlich sei er auf Grund seines Alters gestorben und an einem nicht bekannten Ort beerdigt worden“. Der „Brothas“ bettelte nach Essbarem und versteckte die Ware irgendwo an einem sicheren Ort, um im Bedarfsfall darauf zurück greifen zu können. Natürlich war das Essbare, also Brot, hart geworden, und er musste daran knabbern wie ein Hase. Daher der Name „Brothas“. In einem Gespräch mit Heinrich Eidam, geb. 1910, erklärte mir dieser im Jahr 2000, dass er den Brothas noch in guter Erinnerung habe. Herr Eidam erzählte mir etwas Spaßiges von ihm: „Es war etwa Anfang der 1920er Jahre, ich war noch ein Junge, da habe ich mit angesehen, wie sie den „Brothas“, wieder mal gefangen hatten und ins Gefängnis im Spritzenhaus einsperrten. Der Ortsdiener musste ihm das Essen bringen. Er musste achtgeben, dass der beim Türaufmachen nicht abhaute. Wir Kinder hatten einen großen Spaß dabei“. Die Herkunft von Heinrich Junck war bisher unbekannt. Es gab in Niederweimar unterschiedliche Hinweise darüber, wo er geboren sein könnte und wo er gelebt hat. Aber dann stieß ich auf ein Gespräch mit Frau Margarethe Etzelmüller, geb. 1907, im Jahr 2000, die mir damals berichtete, dass der „Brothas“ in einem kleinen baufälligen „Hüttchen oder Ställchen“, das auf dem Grundstück im heutigen Haddamshäuser Weg Nr. 2, gestanden und er dort „gehaust“ (gewohnt) habe. Die Erzählungen von Frau Etzelmüller passen zu den nachfolgenden Erläuterungen von Frau Katharina Völk. Frau Völk war Oberweimar, geboren 1921, konnte weitere Klarheit in das Leben des „Brothas“ bringen. Sie berichtete folgendes: „Die Eltern des ‚Brothas‘ waren sehr arme Leute. Sie besaßen ein kleines baufälliges Häuschen in der heutigen Koblenzer Straße in Oberweimar. In Armut fristeten sie ihr Dasein. Sie waren Tagelöhner und hatten im Alter keine Einkünfte. Reihum versorgten Nachbarn und andere Bewohner von Oberweimar das alte Ehepaar mit Nahrung. Der Brothas war ihr Sohn, der in dieser Armut aufwuchs. Er ging keiner Arbeit nach. Er war ebenso verwahrlost wie die Eltern selbst. Als seine Eltern verstorben waren, wurde das Wohnhäuschen wegen Baufälligkeit abgebrochen, und der Sohn hatte kein Zuhause mehr. Er schlich nur so herum, bis er sich aus Oberweimar ganz entfernte und sich mehrheitlich in Niederweimar aufhielt. ‚Geh dem Brothas aus dem Weg, denn der ist gefährlich‘. Das haben meine Eltern immer erzählt, und wir Kinder flüchteten, wenn wir ihn sahen“. Warum wurde aus dem unverheirateten Heinrich Junck eine so verwilderte und verwahrloste Person? Vielleicht war er mit seinem Lebenswandel unzufrieden und brachte seinen Frust durch das Anzünden von Häusern und Gebäuden zum Ausdruck. Scheinbar hatte er auch keine Vertrauten, mit denen er seine schwierige Lebenssituation einmal hätte besprechen können. In jenen Zeiten gab es keine finanzielle Unterstützung für Personen ohne festen Wohnsitz. Sie mussten betteln gehen oder sich das Lebensnotwendige stehlen. Die Tochter von Frau Völk, Christel Meißner, bestätigt die Angaben ihrer Mutter nach den Eintragungen in den Kirchenbüchern: Die Eltern waren Johann Georg Junck, geb. 15.12.1839 in Niederweimar, gest. 25.4.1917 in Oberweimar, und Anna Junck, geb. Beck, aus Günterod, geb. am 6.8.1841, gest. 1.4.1917 in Oberweimar. Beide sind auf dem dortigen Friedhof beerdigt. Über Geburt und Taufe von Heinrich Junck geben die Kirchenbücher keine Auskunft. Vielleicht wurde er mit in die Ehe gebracht oder in einem andern Ort geboren.

Hans Schneider

Stolpersteine für die ermordeten und vertriebenen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger von Roth am 24. und 25. August 2013 – eine Dokumentation

zusammengestellt und redaktionell bearbeitet von Annegret Wenz-Haubfleisch

Roth ist das einzige Dorf in der Gemeinde Weimar, in dem seit dem Ende des 16. Jahrhunderts kontinuierlich Juden lebten – bis zu ihrer Vertreibung und Deportation durch das NS-Regime. Lediglich in Oberweimar, Allna und Argenstein werden ebenfalls vereinzelt und zu unterschiedlichen Zeiten Juden erwähnt, doch war ihre Ansiedlung dort nicht von Dauer. In ihren religiösen Beziehungen orientierten sich die Rother Juden seit alters nach Fronhausen und Lohra, mit denen sie im 19. Jahrhundert sogar eine Synagogengemeinde bildeten. In Roth lag der Mittelpunkt des gemeindlichen Zusammenschlusses, hier stand eine Synagoge und war ein Friedhof angelegt, beide erstmals bereits 1766 erwähnt. Zudem wies Roth, prozentual gesehen, im 18. und im 19. Jahrhundert mit 10 Prozent der Einwohnerschaft phasenweise einen der größten Anteile jüdischer Bevölkerung im damaligen Landkreis Marburg (d.h. ohne Kirchhain) auf.

Der jüdische Friedhof und die Synagoge haben die NS-Zeit, wenn auch schwer geschändet und beschädigt, überstanden. Auf dem jüdischen Friedhof haben Überlebende aus Chicago, Herbert und Walter Roth, bereits 1983 einen Gedenkstein errichtet mit den Namen der Ermordeten aus den Familien Höchster und Stern, der 2010 von der nächsten Generation Rother Juden vervollständigt wurde um die Namen der ermordeten Familien Nathan und Bergenstein. Die Synagoge wurde in den 1990er Jahren durch gemeinsame Anstrengungen der Gemeinde Weimar, des Kreises Marburg-Biedenkopf und des Landes Hessen restauriert und 1998 feierlich eröffnet. Seither ist sie Stätte des Gedenkens, der Begegnung und des Lernens. Ein zerbrochener Davidstern mit den Namen aller Ermordeten aus Roth, Fronhausen und Lohra, eine Tonarbeit der ehemaligen Vorsitzenden des Arbeitskreises Landsynagoge Roth, Gabriele C. Schmitt, bildet den Orientierungspunkt für das Gedenken.

Die Stätten, an denen die Rother Juden Gott verehrten und ihre letzte Ruhe fanden, sind also seit vielen Jahren als Denkmale geschützt und gewürdigt, insbesondere die Synagoge bietet seither Raum für vielfältige kulturelle

Veranstaltungen, pädagogische Arbeit und eine lebendige Auseinandersetzung mit dem Judentum, dem Holocaust, aber auch mit aktuellen Fragen von Diskriminierung und Verfolgung.

Doch die jüdischen Menschen lebten auch in dem Dorf, sie bewohnten Häuser, waren Nachbarn, gingen zur Schule und ihrem Brot-erwerb nach. Mit seinem Kunstprojekt „Stolpersteine“ möchte der Kölner Künstler Gunter Demnig die Namen der Opfer zurück an die Orte ihres Lebens bringen. Darum verlegt er kleine Gedenktafeln aus Messing mit biografischen Informationen – in der Regel – vor dem letzten selbstgewählten Wohnort auf öffentlichem Grund. Nach letzten Informationen (Stand: Februar 2014) aus dem Internet hat er in über 900 Gemeinden in Deutschland und in 17 Ländern Europas mittlerweile rund 45.000 solcher Stolpersteine verlegt. Diese kleinen, nur 10 x 10 cm großen Gedenksteine bilden in ihrer Gesamtheit das größte dezentrale Denkmal der Welt. Und noch immer kommen Jahr für Jahr zahllose dazu; der auf seiner Homepage veröffentlichte Terminkalender Demnigs für 2014 ist bereits erneut gut gefüllt mit Terminen im In- und Ausland. Auch im Landkreis Marburg-Biedenkopf wurden bereits in zahlreichen Städten und Dörfern Steine verlegt, letztes Jahr kam Lohra neu hinzu, dieses Jahr wird die Reihe der Orte um Ebsdorf erweitert.

Mit der Verlegung der Stolpersteine in Roth sollte der Weg hin zu dem ehemaligen Zuhause der jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger gegangen werden. Dabei wurden nicht nur Stolpersteine für die ermordeten jüdischen Menschen verlegt, sondern auch für die überlebenden Emigranten, weil deren Schicksal von Flucht und Entwurzelung oftmals tragische Folgen hatte und weil auf diese Weise die zerrissenen Familien zumindest symbolisch wieder vereint werden konnten. Hierin drückt sich der Denkmal-Charakter der Steine aus. Doch besitzen sie ebenso Merkmal-Charakter, denn durch sie wird die Topografie des jüdischen Lebens in Roth vor dem Vergessen bewahrt. Zu der Synagoge und dem Friedhof kommen nun die Wohnstätten.



Verlegung der Stolpersteine für die Familien Bergenstein und Stern/Roth vor der Synagoge (Foto: Marco Koch)

Am 24. August 2013 verlegte Gunter Demnig insgesamt 23 Stolpersteine in Roth, drei Jahre zuvor hatte er bereits vier Steine in den Asphalt vor einem Haus gesetzt, so dass an 27 jüdische Bürgerinnen und Bürger Roths erinnert wird.

Im Folgenden werden die Grußworte und Ansprachen, die Texte auf den neuen Stolpersteinen sowie die Begleittexte – Briefzeugnisse und andere Quellen – für jede Familie, die von Rother Kindern verlesen wurden, dokumentiert.

Eine Serie Fotos vermittelt einen visuellen Eindruck von der Verlegung und der feierlichen Enthüllung am 25. August 2013, an der trotz strömenden Regens rund 100 Besucher teilnahmen.

Besonders geehrt fühlte sich der Arbeitskreis Landsynagoge Roth durch den Besuch und die Ansprache von Derek Wetmore, Enkel von Trude geborene Höchster, und seine Frau Naomi. Derek vertrat die Überlebenden und ihre Nachkommen bei dieser Feier und verlas auch persönliche Worte seines Vaters Michael am Haus der Familie Höchster.

Begrüßung durch Annegret Wenz-Haubfleisch, Vorsitzende des Arbeitskreises Landsynagoge Roth:

Die amerikanische Journalistin Judith Miller hat einmal gesagt: „...der Holocaust waren nicht sechs Millionen. Es war einer und noch einer und noch einer ...“. Zu den ermordeten kamen ungezählte Menschen, die entwurzelt, aus ihrer Heimat vertrieben wurden und in ihrem Exil oftmals unter schwierigen Bedingungen lebten. Manche wurden in ihrem neuen Land nie heimisch.

Mit seinen Stolpersteinen bringt der Künstler Gunter Demnig jedes einzelne Leben in Erinnerung. Indem er die Steine vor den ehemaligen Wohnhäusern platziert, zeigt er an: Hier gehörte dieser Mensch hin, hier war er daheim. In dieser eindringlichen Weise erinnern wir heute und künftig an die Familien Bergenstein, Höchster, Nathan, Roth und Stern – an 23 Einzelschicksale.



Verlegung der Stolpersteine für die Familie Höchster vor deren Haus (Foto: Marco Koch)

Die Steine für die zwei Familien Bergenstein und Roth konnten wir leider nicht vor deren einstigem Zuhause verlegen lassen, weil die heutigen Bewohner nicht zugestimmt haben. Eine solche Ablehnung fast 70 Jahre nach der

Shoah stimmt sehr nachdenklich, macht betroffen.

Die neun Steine für diese beiden Familien liegen daher hier vor der Synagoge, um das Ge-Denken dennoch zu ermöglichen und ein Nach-Denken anzuregen. Umso positiver ist es, dass die drei anderen Familien bereit waren, die Steine vor ihren Häusern verlegen zu lassen.

Liebe Gäste, wir freuen uns sehr, dass Sie unsere Einladung zur Stolperstein-Enthüllung an diesem Sonntagmorgen so zahlreich angenommen haben, und ich begrüße Sie auf's herzlichste. Ein besonders warmherziges Willkommen unseren Ehrengästen Derek Wetmore und seiner Frau Naomi aus den USA. Derek Wetmore ist der Enkel von Trude geborene Höchster und hat seine Großmutter 1998 zur Eröffnung der Synagoge zum ersten Mal nach Roth begleitet. Wir danken ihm sehr, dass er gleichsam als Vertreter der Überlebenden und Nachkommen heute diese Feier mitgestaltet.

Herzlich begrüße ich Herrn Landrat Fischbach. Seit der Eröffnung der Synagoge haben Sie zu verschiedenen Anlässen hier gesprochen. Da Sie demnächst in den Ruhestand gehen, freue ich mich sehr, dass Sie noch einmal an einer Feier mitwirken.

Herzlich willkommen Herrn Bürgermeister Eidam, der unser Projekt nicht nur von Beginn an ideell unterstützt hat. Die Gemeinde Weimar hat auch erfolgreich einen Antrag auf Fördergelder bei der „Region Marburger Land“ gestellt, mit dem die Stolpersteine und unsere Gedenkbroschüre zu großen Teilen finanziert werden. In der Antragstellung hat sich Frau Dr. Heike Rupp besonders engagiert. Ihnen beiden danke vielmals.

Ebenso freue ich mich, dass Herr Ortsvorsteher Michael Pfeffer heute zu uns spricht. Der Ortsbeirat Roth hat sich mit großer Einmütigkeit für die Stolpersteinverlegung ausgesprochen.

Wir freuen uns außerdem sehr, dass die Vertreter der jüdischen und der christlichen Religionen heute im Gedenken an unsere jüdischen Mitbürger zusammenwirken. Herzlichen Dank dem Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde Marburg, Herrn Amnon Orbach, und Herrn Pfarrer Duwe vom Pfarramt Unteres Lahntal 3, der nach dem Gottesdienst zu uns stoßen wird.

Acht Kinder und Jugendliche aus Roth haben heute eine ganz besondere Rolle. Sie haben Texte vorbereitet und werden das Gedenken gestalten. Ganz herzlichen Dank: Alexan-

der Böhm, Alice Bryant, Celina Lemmer, Johannes Nau, Jakob und Salome Oehler, Justus Schneider sowie Laura Wenz.

Mein letzter und nicht minder herzlicher Dank gilt RoMa Barth, der uns auf unsere Gedenkfeier bereits musikalisch eingestimmt hat und uns auf den einzelnen Stationen mit seiner Klarinette begleitet.

Zum Ablauf: wir beginnen und enden hier an der Synagoge, dazwischen gehen wir zu den einzelnen Häusern. Wir laden sie danach herzlich ein zu einem Umtrunk mit herzhaftem Gebäck.

Nach dieser Stärkung laden wir Sie herzlich in die Synagoge ein zum Gespräch mit Derek Wetmore. Derek Wetmore wird aus der Sicht der Enkelgeneration auf den Holocaust blicken und das Vermächtnis, das ihm seine „Oma“ Trudy hinterlassen hat, thematisieren. Derek spricht Deutsch, insofern wird es leicht sein, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Wir würden uns sehr freuen, wenn Sie die Gelegenheit hierzu wahrnehmen würden.



Grußwort von Robert Fischbach, Landrat des Kreises Marburg-Biedenkopf:

Bei einer meiner letzten Reden hier in Roth habe ich von der Schnellebigkeit in unserer medialen Gesellschaft gesprochen und wie schnell Themen erst intensiv behandelt und

dann wieder in Vergessenheit geraten. Gerade die jüngeren Generationen leben und denken in einem viel schnelleren Rhythmus. Thema auf Thema reiht sich an und schnell werden diese von anderen wieder verdrängt.

Umso positiver finde ich es, dass sich hier in Roth nicht nur ein paar Menschen einmal kurz mit dem Thema der jüdischen Mitbürger in Roth befasst haben, sondern – und das möchte ich mit aller Anerkennung sagen: Sie haben sich inzwischen rund 20 Jahre intensiv mit diesem dunklen Kapitel deutscher Geschichte auseinandergesetzt und eine ganz hervorragende Arbeit geleistet.

Das führte nicht nur zur Auszeichnung mit dem höchsten Kulturpreis des Landkreises, dem Otto-Ubbelohde-Preis bereits im Jahr 2003, sondern auch zu höchster Anerkennung der Überlebenden und Nachfahren der ehemaligen jüdischen Mitbürger.

Kann es ein größeres Kompliment für diese geleistete Arbeit geben meine Damen und Herren? Ich finde, das verdient unseren größten Respekt!

Die Synagoge in Roth und Roth selbst ist erfreulicherweise ein Ort kultureller Begegnungen geworden. Es findet eine Vielzahl von Veranstaltungen des Arbeitskreises statt, die es ermöglichen, Lebendigkeit in diesen Ort zu bringen, ihn aber auch für dringend erforderliche Gespräche und Diskussionen zu nutzen.

Das Projekt „Stolpersteine“, das in Roth bereits begonnen wurde, ist ein Projekt, das eben für diese vielfältigen Aktivitäten hier in Roth steht. Beim Begehen des Ortes stolpert man im übertragenen Sinn über die Erinnerungssteine an jüdische Familien, die früher in Roth lebten. Das ist ein sehr schönes Zeichen der Wertschätzung. Ich glaube, dass es für ehemalige jüdische Mitbürger des Kreises und deren Nachkommen, die heute in der ganzen Welt verstreut sind, ein gutes Gefühl sein muss, zu wissen, dass man sich ihrer hier erinnert. Deswegen möchte ich neben dem Dank an den Arbeitskreis und an alle an diesem Projekt Beteiligten auch die Bitte an die Mitglieder des Arbeitskreises richten, ihre Arbeit so engagiert fortzusetzen.



Feier zur Stolperstein-Verlegung, Ansprache von Bürgermeister Peter Eidam (Foto: Marco Koch)

Ansprache von Peter Eidam, Bürgermeister der Gemeinde Weimar:

Bei meinen Recherchen für die heutige Ansprache bin ich auf einen Film und dessen Dokumentation gestoßen mit dem Titel: „Ei-

nen Holocaust light gibt es nicht!“. In dem Film wird deutlich dokumentiert, dass wir einen Kampf gegen das Vergessen führen. Auch, weil man fürchtet, dass AUSCHWITZ in Vergessenheit gerät.

Eine Forsa-Umfrage und eine Expertenstudie im Auftrag des Bundestages ergab: Jeder fünfte junge Erwachsene kann nichts mehr mit Auschwitz anfangen. 21 Prozent der 18- bis 30-Jährigen wissen demnach nicht, dass es sich um ein Vernichtungslager handelte.

Ein latenter Antisemitismus ist bei 20 Prozent der Deutschen zu finden. In Interviews und Befragungen im Film fallen Sätze, wie: „Ach, jetzt muss auch mal gut sein mit dem Holocaust.“ „Man muss ‚die Sache‘ nun mal endlich auf sich beruhen lassen.“

In dem Film erzählt eine Großmutter ihrer Enkelin eine Geschichte. Das tun viele Großmütter. Doch die, die Sara Atzmon ihrer Enkelin vorträgt, ist eine außergewöhnlich andere Geschichte. Eine von einer ewig langen Fahrt durch halb Europa. Mit Halt an Orten mit merkwürdigen Namen: wie Auschwitz, Bergen-Belsen, Buchenwald. Eine Fahrt in vollen Waggons mit Menschen, die hungerten, froren und keine Toilette hatten. Eine Geschichte von Kindern, die im KZ neben Leichen spielten und Wetten abschlossen, wer morgen als nächster an Hunger stirbt.

Als die Jüdin Sara Atzmon selbst ein Kind war, jagten die Nazis sie und ihre Familie durch halb Europa. Der Film begleitet die heute 79-jährige Israelin noch einmal an all' jene Orte in Ungarn, Österreich und Deutschland, an denen die Nazis sie quälten, ihren Vater und drei ihrer Geschwister töteten.

Und die Filmemacher begleiten Sara Atzmon noch einmal dorthin, wo sie mit zwölf Jahren zum zweiten Mal geboren wurde – nach Israel. 1945 landete Sara damals mit dem ersten Schiff aus Europa in Haifa, in Palästina.

Dennoch erzählen die Filmemacher nicht „nur“ eine Holocaustbiografie. Indem Sara Atzmon ihrer 12-jährigen Enkelin von ihrem Schicksal erzählt, schlägt sie bewusst einen Bogen zu den jungen Menschen heute, besonders zur Jugend in Deutschland. Ihnen gilt es aufzuzeigen, wie wichtig der Kampf gegen das Vergessen ist.

„Ich will keine Schuld zuweisen, ich will, dass sie Verantwortung übernehmen“, sagt die bekannte israelische Malerin Sara Atzmon, die sich mit Schulklassen in Celle und Mundelsheim auf den schwierigen Weg in die Vergangenheit und Gegenwart begibt. „Das Wissen um die Barbarei der Nazis schafft ein Gespür, heute Unrecht, Rassendiskriminierung und Unterdrückung zu erkennen“, so Sara Atzmon. Die Begebenheiten des Films sind Synonym für die Schicksale, die auch unsere Bürgerin-

nen und Bürger aus Roth erleiden mussten. Wir wollen hier in Roth auf diese Schicksale nachhaltig aufmerksam machen und mit der Stolpersteinaktion ein sichtbares Zeichen gegen das Vergessen setzen!

Daher hat der Gemeindevorstand in seiner Sitzung vom 07.02.2013 Zustimmung für die Umsetzung der zweiten Aktion „Stolpersteine“ in Weimar-Roth erteilt und unter Einbindung und der Stellungnahme des Ortsbeirates Roth beschlossen, die Verlegung von Stolpersteinen auf öffentlichem Grund vor den jeweiligen Grundstücken vorbehaltlich der Abstimmung und des Einverständnisses der jeweiligen Grundstückseigentümer vorzunehmen. Die Beschlussfassung basierte auf Initiative sowie einem Antrag des Arbeitskreises Landsynagoge Roth e.V. vom Oktober 2012, weitere 23 Stolpersteine verlegen zu wollen. Die Finanzierung der Verlegungsaktion konnte durch den Arbeitskreis, Mittel des Landkreises, die Förderung durch die „Region Marburger Land“ sowie durch Spenden realisiert werden. Die erste Verlegungsaktion von vier Stolpersteinen erfolgte bereits im Mai 2010 und ist das Ergebnis eines Konzeptes, welches in den Arbeitsgruppen und im Plenum des AK Landsynagoge Roth e.V. erarbeitet wurde: So können wir heute insgesamt siebenundzwanzig Bürgerinnen und Bürgern Roths mit Stolpersteinen gedenken, wovon wir heute 23 enthüllen.

An dieser Stelle möchte ich Ihnen – Frau Dr. Wenz-Haubfleisch – und Ihren Mitstreitern für Ihr Engagement danken. Sie haben es sich zum Ziel gesetzt, Stolpersteine vor den früheren Wohnhäusern aller etwa 30 Rother Opfer des nationalsozialistischen Terrors zu verlegen. Doch nicht nur das: Mit Informationsveranstaltungen, mit Ausstellungen oder mit Beiträgen in den Zeitungen machen sie uns auch mit den Lebensgeschichten dieser Menschen vertraut. Der AK Landsynagoge hat als Initiative gegen das Vergessen dazu aufwändige Recherchearbeit geleistet. Aus vielen Puzzlesteinen entstanden ausführliche Dokumentationen, die unter die Haut gehen, vor allem auch deshalb, weil es uns so schwerfällt zu begreifen, was auch in unserer Gemeinde passierte: dass Menschen in unserer direkten Nachbarschaft ausgegrenzt, diskriminiert, verfolgt und in Vernichtungslager deportiert wurden. Es ist richtig und notwendig, den Blick auf diese Menschen zu richten, die unverschuldet die Chance zum Leben verloren oder sich nur durch Flucht retten konnten.

Gegen dieses Vergessen hat Günter Demnig gestern in Kooperation mit Mitarbeitern unseres Bauhofes an verschiedenen Stellen 23 Stolpersteine verlegt. Die Stolpersteine tragen die Namen von Bürgern und Bürgerinnen aus Roth. Herr Demnig, herzlichen Dank für Ihren unermüdlichen Einsatz gegen das Vergessen.

Die Stolpersteine personalisieren die Opfer. Die Stolpersteine erinnern an das Unvorstellbare hier vor Ort, geben den Opfern ein Stück Identität und Würde zurück. Und diese Identität und Würde besaßen und besitzen diese Opfer hier in unserer Gemeinde, die auch ihre war, gerade so, wie sie heute unsere ist, mit ihrem letzten freiwillig gewählten Wohnort in Roth, sie waren Bürgerinnen und Bürger unserer Gemeinde.

Ein hoffnungsvolles Zeichen ist, und darüber freue ich mich besonders, dass sich Kinder und Jugendliche und damit Schülerinnen und Schüler für die Gestaltung der heutigen Enthüllungsfest eingbracht haben. Denn was wäre die Aktion „Stolpersteine“ ohne die Be-

teiligung der Jugend, der Schulen, ohne Interesse und Mitarbeit von Schülerinnen und Schülern, von Lehrerinnen und Lehrern? Wir brauchen auch künftig neue, wache, aktive Generationen von jungen Menschen, die sich mit unserer Geschichte auseinandersetzen, die sich der Stärken und Schwächen, der Glanzlichter und Schandflecken unserer deutschen Geschichte bewusst sind und die bereit sind, demokratische Verantwortung in einem vereinten Europa zu übernehmen.

Mit der Aktion Stolpersteine wird etwas Sichtbares geschaffen. Ich halte dies für einen großen Beitrag zur Erinnerungskultur in unserer Gemeinde und darüber hinaus. Mit diesem Gedenken schärfen wir das Bewusstsein, dass diese Verbrechen nie wieder geschehen dürfen. Menschlichkeit bewahren und für die Zukunft bereit sein, kann nur, wer die Gräuelt der Vergangenheit nicht verdrängt. Und gegen dieses Verdrängen sind die Stolpersteine eine richtige Antwort.



Feier zur Stolperstein-Verlegung, 1. R. von lks. Ortsvorsteher Michael Pfeffer, Ehrengäste Naomi und Derek Wetmore, USA, Bürgermeister Peter Eidam, Landrat Robert Fischbach, Vorsitzende des AK Landsynagoge Roth A. Wenz-Haubfleisch (Foto: Marco Koch)

Mit der Verlegung der Stolpersteine weisen wir auch nachfolgenden Generationen den Weg, so friedlich wie möglich und so energisch wie nötig allen kriminellen Mächtschaften entgegen zu treten. Ich danke denjenigen, die sich, in welcher Form auch immer, gegen das Vergessen engagieren und dazu beitragen, dass das Projekt „Stolpersteine“ in Roth erfolgreich verwirklicht werden konnte. Der AK hat eine umfangreiche und nachhaltige Versöhnungsarbeit geleistet. Die Rother Nachkommen der Opfer können heute die Heimat ihrer Großeltern/Eltern in Roth so wahrnehmen, wie wir uns sie damals gewünscht hätten – in Frieden und Miteinander. Damit haben sie ein klares Zeichen in die Welt gesendet. Die Stolpersteine in Roth sind Ausdruck und Definition ihrer Versöhnungsarbeit, die über die Grenzen Roths große Anerkennung findet. Meine sehr verehrten Damen und Herren, von Herrn Demnig werden in diesem Zusammenhang, wenn es um Ausdruck und Wahrnehmung der Stolpersteine geht, oftmals die Worte eines jungen Mannes bei einer Stolpersteinaktion zitiert: Ein Hauptschüler, so Demnig, habe die Stolpersteine einmal so definiert: „Bei einer Berührung fällt man nicht hin, man stolpert aber mit dem Kopf und dem Herzen. Und um den Text zu lesen, müsse man automatisch eine Verbeugung machen.“

Für den Ortsbeirat von Roth begrüßte Ortsvorsteher Michael Pfeffer die anwesenden Gäste und insbesondere die Ehrengäste Derek Wetmore und Ehefrau Naomi auf's herzlichste. Er betonte die Einmütigkeit, mit der der Ortsbeirat das vom Arbeitskreis Landsynagoge Roth initiierte Stolperstein-Projekt unterstützt hat, und wie wichtig er es erachtet, auf diese Weise jedes individuellen Schicksals zu gedenken.

Ansprache von Derek Wetmore, Enkel von Trude geborene Höchster, für die Überlebenden und Nachkommen:

Fast 350 Jahre haben meine Vorfahren und die anderen jüdischen Bürger hier gearbeitet und gewohnt. Sie haben Häuser gebaut und Kinder großgezogen. Hier waren sie zuhause.

Darum ist es genau richtig, dass wir hier in Roth stehen, um diese Stolpersteine zu enthüllen.

Meine Vorfahren und die anderen jüdischen Bürger haben sich als Deutsche gefühlt. Sie haben Deutsch gesprochen und deutsches Essen gekocht. So wie mein Urgroßvater haben viele für das Deutsche Reich gekämpft. Viele

von Euren Vorfahren waren seine Nachbarn, Klassenkameraden, Kollegen und Freunde.

Ich bin zuerst 1998, als ich dreizehn Jahre alt war, mit meiner Oma, Trude Höchster, nach Roth gereist. Sie hat meiner ganzen Familie ihre Heimat gezeigt und viel über Roth erzählt. Meine Oma ist in 1999 gestorben, aber ich weiß, sie würde dankbar sein, dass man an ihren Vater, ihre Mutter, Bruder, Schwester und die anderen Opfer heute wieder erinnert.



Derek Wetmore, Enkel von Trude geb. Höchster, in der Synagoge (Foto: Marco Koch)

Darum ist es genau richtig, dass meine Frau und ich heute bei Euch stehen, um diese Stolpersteine zu enthüllen, an den Stellen der Häuser meiner Vorfahren und dort, wo die anderen jüdischen Bürger von Roth gelebt haben.

Seit fast zwanzig Jahre haben Bürger und Bürgerinnen von Roth die Geschichte der Juden erforscht. Sie haben mit dem Landrat und der Gemeinde gearbeitet, die Synagoge wiederherzustellen. Sie haben auch Schüler über die Geschichte der jüdischen Bürger von Roth aufgeklärt. Wir würden heute hier nicht sein, wenn es keinen Arbeitskreis gäbe. Danke!

Ich möchte auch dem Bürgermeister danken. Herr Eidam, sie haben das ganze Stolperstein-Projekt unterstützt. Dankeschön!

Außerdem sage ich für alles danke von meiner Familie, den anderen Überlebenden und deren Nachkommen und auch von denjenigen, die nicht überlebt haben.

Deshalb ist es genau richtig, dass wir - der Arbeitskreis, der Landrat, der Bürgermeister, die Gemeinde - heute miteinander zusammenstehen, um diese Stolpersteine zu enthüllen.

Enthüllung der Stolpersteine – Inschriften und Texte,

gelesen von Alexander Böhm, Alice Bryant, Celina Lemmer, Johannes Nau, Jakob und Salome Oehler, Justus Schneider sowie Laura Wenz, und einem Beitrag von Michael Wetmore, übersetzt und vorgetragen von Derek Wetmore am Haus der Familie Höchster

Familie Bergenstein
JOSEF BERGENSTEIN
JG. 1894
DEPORTIERT 1941 RIGA
1944 STUTTHOF
SCHICKSAL UNBEKANNT

CLARA BERGENSTEIN
GEB. NATHAN
JG. 1901
DEPORTIERT 1941 RIGA
1944 STUTTHOF
SCHICKSAL UNBEKANNT

HEINZ BERGENSTEIN
JG. 1922
DEPORTIERT 1941 RIGA
1944 STUTTHOF
SCHICKSAL UNBEKANNT

KURT BERGENSTEIN
JG. 1928
DEPORTIERT 1941 RIGA
1944 STUTTHOF
SCHICKSAL UNBEKANNT

Der Familienvater Josef Bergenstein kämpfte im Ersten Weltkrieg für das Deutsche Reich. Als er im Anschluss an die Pogromnacht 1938 in das KZ Buchenwald deportiert werden sollte, gab er folgende Erklärung ab, die ihn vor der Haft bewahrte: „Ich, Josef Bergenstein, geboren 28.12.94 zu Roth, wohnhaft in Roth, wurde am 4. Februar 1915 zum Trainings-Bataillon 11 in Cassel eingezogen. Ich war als Bursche bei Feldrabbiner Dr. Sängler beim 11. Armeekommando zugeteilt und rückte am 12. April 1915 ins Feld in Frankreich. Wurde dem 11. Armeeeoberkommando (Mackensen) zugeteilt, und war an Fronten in Russland, Serbien,

Mazedonien und Rumänien tätig. Nach dem Feldzug wurde ich als Gefreiter nach der Heimat entlassen. Ich erkläre, dass meine Angaben der Wahrheit entsprechen und hafte für alles, wenn sich meine Angaben als unrichtig herausstellen sollten. Durch den Umsturz 1918 bin ich im Verlust jeglicher Militär-Papiere gekommen. Josef Bergenstein.“

Familie Stern und Roth
HERZ STERN
JG. 1866
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
TOT 15.01.1943

MARKUS ROTH
JG. 1893
FLUCHT 1938
USA
ÜBERLEBT

HERBERT ROTH
JG. 1923
FLUCHT 1938
USA
ÜBERLEBT

IRENE ROTH
JG. 1925
FLUCHT 1938
USA
ÜBERLEBT

WALTER ROTH
JG. 1929
FLUCHT 1938
USA
ÜBERLEBT

Für den Schwiegervater und Großvater Herz Stern hatte die Familie Roth keine Bürgerschaft aus den USA erhalten. So verzog Herz Stern von Roth nach Frankfurt, hielt brieflichen Kontakt mit seiner Familie in Chicago und wünschte den Tag seiner Auswanderung herbei. Besonders eindringlich bringt er seine Sehnsucht in dem folgenden Brief zum Ausdruck: „Frankfurt am Main, den 9.10. 1941. Meine Lieben Alle! Euren lieben Brief vom 2.9. erhalten, und daraus ersehen, daß es Euch Allen gut geht, was mich sehr freute, ein gleiches ich von mir auch jetzt noch sagen kann. Lieber Markus, Du schreibst, Du willst sehen, ob Du Geld nach hier senden kannst. Das geht natürlich, wie ich gehört habe. Aber vor Juli 42 brauchst Du keins zu schicken, da es bis dahin noch reicht. Hoffentlich kann ich bis dahin kommen. Liebe Tonie, neulich träumte mir, ich

wäre bei Euch angekommen und die kleine Hellen wäre mir entgegengelaufen und hatte ein blaues Samtkleidchen angezogen. Aber die Freude dauerte nicht lange, ich erwachte und es war ein Traum. Das kommt aber davon: ich denke den ganzen Tag an Euch, und dann träume ich nachts von Euch. Hoffentlich kommt die Stunde, daß ich Euch noch mal sehen kann. Lieber Herbert, schreibe mir mal, was Julius und Otto treiben. Sonst wüßte nichts Neues, bleibt gesund und seid alle herzlich begrüßt von Eurem Schwiegervater und Großvater Herz“.

Familie Höchster
HERMANN HÖCHSTER
JG. 1881
DEPORTIERT 1941 RIGA
ERMORDET NOV. 1943
AUSCHWITZ

BERTHA HÖCHSTER
GEB. WERTHEIM
JG. 1889
DEPORTIERT 1941 RIGA
ERMORDET NOV. 1943
AUSCHWITZ

HELMUT HÖCHSTER
JG. 1927
DEPORTIERT 1941 RIGA
ERMORDET NOV. 1943
AUSCHWITZ

ILSE HÖCHSTER
JG. 1922
ZWANGSARBEIT 1941 BERLIN
DEPORTIERT 1943
AUSCHWITZ
ERMORDET

TRUDE HÖCHSTER
VERH. WETMORE
JG. 1920
FLUCHT 1939
ENGLAND
ÜBERLEBT

ERWIN HÖCHSTER
JG. 1910
FLUCHT 1936
SÜDAFRIKA
ÜBERLEBT

MARION HÖCHSTER
VERH. SOLOVEI
JG. 1936
FLUCHT 1937
SÜDAFRIKA
ÜBERLEBT

Als Erwin Höchster bereits einige Monate in Südafrika lebte, schrieb ihm sein Vater voller Sehnsucht und zugleich mit großer Liebe zu seiner Heimat Roth: „10. 1.37. Lieber Erwin, seitdem Du von mir fort bist, welches ich ja nicht haben wollte, ist das Leben für mich hier kein Leben mehr, obgleich wir es, wie Du auch weißt, wenn alles gesund bleibt, noch eine Zeitlang leben können. Mich hält hier nichts mehr zurück. Du glaubst doch auch, was ich immer sagte, dass wir es dort nicht so haben können, wie wir es hier hatten. Ist ja begreiflich und kommt ja doch nicht darauf an, die Hauptsache, dass wir leben können, wenn auch nicht so wohl als hier, nur zusammen sein, dieses gleicht vieles aus...“



Ansprache von Derek Wetmore; USA, am Elternhaus seiner Großmutter Trude geb. Höchster (Foto: Friedel Schultheis)

Michael Wetmore:

„Viele von Ihnen werden sich an den Besuch von Trudy aus Anlass der Einweihung der Synagoge erinnern und an den Besuch, den wir ihrem Zuhause machten. Sie werden sich daran erinnern, wie Trudy in dem Garten stand – ihrem Garten – und sich daran erinnerte, wie sie als Kind Gemüse und Blumen anpflanzte. Nun, sie verlor nie diese Liebe für ihren Garten. Ich erinnere mich, als ich in Gary, im Staat Indiana aufwuchs, jätete ich den großen Garten mit Reihen von Mais und grünen Bohnen und Zucchini und Gurken und Tomaten. Und die

vielen Arten von Blumen, die sie säte! Ich erinnere mich, wie ich in die Wälder nahe bei unserem Haus ging, um nach Himbeeren und Brombeeren Ausschau zu halten, von denen Trudy erzählte, dass sie sie entlang der Lahn gepflückt hatte.

Wenn Trudy in ihrem Garten arbeitete, konnte sie die Traurigkeit, die sie angesichts des Verlusts ihrer Familie empfand, beiseite schieben und sich statt dessen auf die schönen Erinnerungen, die sie von Roth hatte, konzentrieren. Sie liebte ihren Garten, hier in Roth und

in Amerika. Ich hatte nie das Talent zum Gärtnern. Aber Derek hat es. In Amerika sagen wir, ‚es wurde eine Generation übersprungen‘. Derek hat die Begabung seiner Großmutter, um Gemüse und Kräuter und Blumen zu ziehen. Derek hat sogar Hopfen angebaut, um sein eigenes Bier zu brauen.

So ist es ganz besonders passend, dass Derek und Naomi hier in Roth sind, um die Verlegung der Stolpersteine an dem Haus der Familie Höchster zu begehen.“



Gedenken für die Fam. Nathan; Namen und Texte verlesen Celina Lemmer und Laura Wenz (Foto: Marco Koch)

Familie Nathan
 PAULINE NATHAN
 GEB. GOLDSCHMIDT
 JG. 1884
 DEPORTIERT 1941 RIGA
 ERMORDET NOV. 1943
 AUSCHWITZ

CILLY NATHAN
 JG. 1919
 DEPORTIERT 1941 RIGA
 ERMORDET NOV. 1943
 AUSCHWITZ

GERDI NATHAN
 JG 1897
 DEPORTIERT 1941 RIGA
 ERMORDET NOV. 1943 AUSCHWITZ

Die Familie Nathan lebte in sehr ärmlichen Verhältnissen. Die Entrichtung der Gebühr für die 1938 zwangsweise eingeführten Kennkarten bereitete ihr große Schwierigkeiten, weswegen Pauline Nathan folgenden Antrag an das Landratsamt richtete: „Roth, 26.10.38. An das Landratsamt Marburg/Lahn. Ich, die unterzeichnete Frau Pauline Nathan, möchte Ihnen folgendes mitteilen, da wir, ich und meine Tochter, bis 5. November im Besitze der Kennkarten sein müssen. Daher stelle ich bei Ihnen Antrag auf Ermäßigung der Gebühren von pro Karte zu 3 Mark. Ich bin nicht in der Lage, diese Kosten aufzubringen, da ich ohne Geschäft und nur ein monatliches Einkommen von 10 Mark habe. Meine Tochter aber, die aber schon ½ Jahr krank zuhause ist und durch

medizinisches Gutachten bis heute noch nicht arbeitsfähig ist, hat überhaupt kein Einkommen und lebt daher schon seit 2 Monaten in meinem Haushalt mit. Meine Verhältnisse habe ich Ihnen klar geschildert und können Sie auf Wunsch selbige nachprüfen lassen. Achtungsvoll, Pauline Nathan. Möchte Sie nochmals freundlichst bitten um Erlassung der Kennkarten Gebühren.“

Familie Stern
HILDA STERN
GEB. BACHENHEIMER
JG. 1862
FLUCHT 1938
USA
ÜBERLEBT

KLARA STERN
GEB. SPEIER
JG. 1891
FLUCHT 1937
USA
ÜBERLEBT

JULIUS STERN
JG. 1919
FLUCHT 1937
USA
ÜBERLEBT

OTTO STERN
JG. 1922
FLUCHT 1937
USA
ÜBERLEBT

Otto Stern war als amerikanischer Soldat nach der Kapitulation an verschiedenen Orten im Raum Hessen stationiert. Insgesamt dreimal besuchte er Roth. Im September 1945 schildert er in einem Brief an Trude Höchster die vorgefundene Situation: „Witzenhausen, 30. Sept. 1945. Ich war an verschiedenen Orten in Deutschland stationiert. Am nächsten zu Roth war Krofdorf, ein Dorf in der Nähe von Gießen. Dein Bruder Erwin war den Leuten dort bestens bekannt. Insgesamt war ich in der Zeit

dreimal in Roth. Die einzigen Juden, die ich kannte, als ich in Deutschland war, und die zurückgekommen sind, waren Trude und Jenni Löwenstein aus Fronhausen. Ich habe sie einmal besucht. Diese beiden Mädchen haben Schreckliches erlebt. Die Dinge, die die Hirsche-Mädchen erzählt haben, sowie auch andere Menschen sind nur schwer zu beschreiben. Alle Juden aus dem Bezirk Kassel, die nicht ein Familienmitglied über 65 Jahre hatten, sind zu einem Lager in der Nähe von Riga deportiert worden. In Roth war das Deine Familie, aber nicht Ilse, sie war in einem Arbeitslager in Berlin. Auch die Nathans, die Bergensteins.... In Fronhausen war es jeder. Auch Lehrer Simon aus Marburg war einer von ihnen. Im Lager starb er an Hunger. Heinz und Joseph sind verhungert. Viele kamen in die Todes- oder Vernichtungslager. Ich bin traurig, Dir diese schreckliche Nachricht zu überbringen...Deine Familie starb in den Gaskammern. Da gibt es vielleicht die Möglichkeit, dass Deine Schwester Ilse noch am Leben ist irgendwo in der russischen Zone, aber der Rest Deiner Familie starb wie all die anderen, die wir so liebten. Ich arbeite jetzt als Dolmetscher....und ich könnte ein Buch schreiben mit Hunderten von Seiten über alle meine Erlebnisse in Deutschland, aber sie sind so schrecklich, dass ich es nicht wage, sie zu Papier zu bringen. Was diese Leute der Menschheit angetan haben, ist unglaublich und niemals zuvor ist etwas Vergleichbares in der Geschichte geschehen. Aber sie müssen dafür bezahlen. Du solltest Frankfurt, Saarbrücken und all‘ die anderen Städte sehen, nichts als Schutt und Asche....sie werden 25 Jahre brauchen, um das alles wegzuräumen, geschweige es wieder aufzubauen. Die Deutschen, die überlebt haben, können nun sagen: ‚Das haben wir alles unserem Führer zu verdanken‘! Das ist alles, was ich Dir zu schreiben habe. Viele gute Wünsche für Dich und Deine Familie von Deinem Freund Otto Stern“.



**Einsendungen von Beiträgen und Materialien für die „Heimatwelt“ werden erbeten
an die Redaktion:
Gemeindearchiv, Alte Bahnhofstraße 31, 35096 Weimar (Lahn)
Hans Schneider, Niederweimar, Zur Kirche 2, 35096 Weimar (Lahn)**